

Altahae Superiori com-
parauit *Beda Abbas.*
anno 1800.

<36630622650012

S

<36630622650012

E Bayer. Staatsbibliothek

~~1913.~~

From 1392

Ueber
DIE EUPHONIE
oder
den Wohllaut auf der Kanzel
von
J. G. D. Schmiedtchen.



Biblioth. Leipzig 17.94 oberaltac.
bey Friedrich August Leo.

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten u

Herrn

Leopold Fy

Fran

regierenden Fürst

Herzogen zu Sachsen

phalen, Grafen zu

Zerbst, Bernbur

Ritter des Königs

Adle

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Dem

Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn,

Herrn

**Leopold Friedrich
Franz,**

regierenden Fürsten zu Anhalt,

Herzogen zu Sachsen, Engern und West-
phalen, Grafen zu Ascanien, Herrn zu
Zerbst, Bernburg und Gröbzig etc.

Ritter des Königl. Preufs. schwarzen
Adlerordens etc.

1781

Die Geschichte der Stadt und des Landes

von

Leopold Friedrich

FRANKE

Regimental-Feldwebel

Herrn zu Sachsen, Regier. Rath

physisch. Gärten zu Dresden

Band 1. Beschreibung und Geschichte

Hier des Königl. Freyh. Schatzk.

Altenburgs etc.

Durchlachtigster Fürst,
Gnädigst regierender Herr und Fürst!

Die stille Freude und das Wohlbe-
hagen, welches meine Seele empfand,
wenn der Ruf Ew. Hochfürstlichen
Durchlaucht weise und väterliche
Verordnungen und Anstalten zum we-
sentlichen Vortheil der Künste und
Wissenschaften, — und vorzüglich zur
zweckmäßigen Anwendung der Reli-

gion, bekannt machte; die steigende Ehrfurcht und Liebe, welche der oft wiederkehrende Ruf veranlafste: diese fordern mich und mit mir jeden, der Gefühl fürs Gute hat, — lebte er auch im entferntesten Winkel der Erde, zu den dankbarsten Gesinnungen auf. Und in so fern bin ich überzeugt, dafs mir die Welt Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird, wenn ichs wage, einen öffentlichen Beweis dieser Gesinnungen an Höchstderoselben Thron niederzulegen. Nur darin bin ich ungewifs, ob dieser Beweis des Danks mit der Gröfse der Thaten, welche ihn heischen, in ein Verhältnifs gesetzt werden kann.

Doch — es überwiegt diesen Zweifel
mein Vertrauen auf die gnädigste
Verzeihung: ich folge dem Drange
meines Herzens, und ersterbe ehrfurchts-
voll

Durchlauchtigster Fürst,
Gnädigst regierender Herr und Fürst!

Ew. Hochfürstlichen Durchlaucht

unterthänigster Knecht;

der Verfasser.

Voraussetzungen.

Man würde Unwissenheit, Kurzsichtigkeit und Mangel der Beurtheilungskraft verrathen, wenn man dem jetzigen Zeitalter nicht einen hohen Grad der Kultur des menschlichen Geistes beilegen wollte. Die Geschichte der Menschheit stellt uns zwar bei der Charakteristik einzelner Nationen der Vorwelt gewisse Stufen der Geistesvollkommenheit in manchen Künsten und Wissenschaften dar: allein — wo finden wir einen solchen Einklang der Bildung in ihren verschiedenen Beziehungen, als im jetzigen Zeitlauf? — wo und wenn ein solches gemeinschaftliches Emporstreben in allen Theilen

der Gelehrsamkeit? Nur der, welcher sich mit seinem Blick über die Gränzen seines Horizonts nicht hinauswagt, und bei dem Zirkel der Menschen, mit welchen er jetzt lebt, stehen bleibt, — nur der kann diese Behauptung sonderbar und schwankend finden: und nächst dem derjenige, dessen Seele mit Vorurtheilen und mit blinder Anhänglichkeit ans Alte umzäunt, die jetzige Welt, durchaus gesunken und verachtungswerth findet. Einzelne Vorfälle und Stöhrungen in der Beurtheilung des Ganzen müssen sie selbst nicht aufheben, und uns hindern, den Erfolg ruhig abzuwarten: denn diese Stöhrungen fand jeder, der den Charakter seines Zeitalters unter einen Gesichtspunkt zu stellen suchte.

Mit diesen Meinungen von der jetzt lebenden Welt, sah ich seit mehrern Jahren mit sehnendem Blick der wohl-

thätigen Arbeit eines unserer jetzigen Gelehrten von Geist und Gefühl entgegen; — einer Arbeit, welche die Deklamation zum Gegenstand hätte. Und dieser sehnende Blick war gewiß nicht tadelnswerth: denn wer sollte nicht bei näherer Beleuchtung den großen Einfluß derselben aufs menschliche Herz erkennen? wer sollte ihr die mittelbare Einwirkung auf unsern Verstand, auf edle Entschlüsse und Handlungen versagen? da blos eine üble Gewohnheit schuld ist, daß man sich unter Deklamation nur einen leeren Wortschall denkt, und den, der sie benützt, — von dem man sagt: er deklamirt, für einen faden und seichten Schwätzer hält. Meine Erwartung wurde zum Theil auch erfüllt; denn es erschien ein — *Grundriß der körperlichen Beredsamkeit; Hamburg 1792* — und: — *Ueber die Deklamation oder den mündlichen Vortrag in*

Prosa und in Versen, nach dem Englischen des Thomas Sheridan, mit einigen Zusätzen von D. Löbel; Leipzig 1793. Allein ganz wurde sie nicht befriedigt, weil die Deklamation auf der Kanzel, deren Bearbeitung ich vorzüglich wünschte, eine eigne für sich bestehende Wissenschaft ausmacht, und in diesen Werken die Deklamation im Allgemeinen bearbeitet worden ist, nicht in der besondern Beziehung des Orts. Da nun bereits die Beredsamkeit größtentheils auf die Kanzel gewiesen ist, und der Redner hier zur vollkommenen Erlangung seines Zwecks, sich der besten Mittel bedienen, und die weisesten Maafsregeln ergreifen muß, dabei aber die Schranken der Mäßigkeit und Sittlichkeit noch weit mehr, als der gemeine Redner zu beobachten hat: so blieb allerdings bisher eine große Lücke in dem Fache der geistlichen Beredsamkeit, nämlich die Anweisung zur Eupho-

nie in genauer Beziehung auf den Inhalt und auf den Ort des Vortrags, oder den geistlichen Rednerstuhl. Um so auffallender mußte diese Lücke sein: da man seit mehrern Jahren an der Vervollkommnung der Kanzelvorträge nach ihrem Inhalt und dem wörtlichen Ausdruck, oder dem Stil eifrig gearbeitet, und sie auf bestimmte Regeln zu bringen gesucht hat. Wie sehr zeichnen sich nicht hierin die Werke eines Steinbarts und Marezolls aus, von dem wir ohnlängst ein Werk: *Ueber die Bestimmung des Kanzelredners*; Leipzig 1793, erhalten haben? Ferner die Anweisungen zur Pastoral-Klugheit, von Seiler, Rosenmüller, Nitsch und Niemeyer, dessen *Handbuch für christliche Religionslehrer* in den Händen eines jeden sein sollte, der Wahrheit liebt, dessen Geist rastlos nach ihr forscht, und der sie seinen Brüdern bekannt zu machen sucht? —

Welchen Werth hat die — *Anleitung zum populären Kanzelvortrag; von D. Schmidt; Jena 1787*, und der — *Versuch über die wichtige Kunst interessante Kanzelvorträge zu halten; Chemnitz 1788?*

Und dieß Befinden der Umstände war die vorzüglichste Veranlassung, daß ich die hie und da gemachten Bemerkungen erfahrner und gefühlvoller Männer, mit meinen eignen zusammenstellte, und daraus ein anwendbares Ganzes bildete, jedoch ohne die Absicht zu haben, schon jetzt meine Ideen über die Euphonie dem Druck zu übergeben. Nachgerade aber fanden sich einige andere Triebfedern und besondere Veranlassungen, welche meiner Arbeit mehr Eilfertigkeit und meiner Absicht einen höhern Schwung gaben. Ich will sie zu mehrerer Rechtfertigung meines Wagnisses hier anführen.

Ich war so glücklich, die Kanzelvorträge eines Mannes anzuhören, welche ich bis dahin nur gelesen hatte; eines Mannes, dem der Ruf die glänzendsten Eigenschaften beilegt, dessen körniger Stil weltkundig ist, und dessen Name, wenn ich ihn hier nennen wollte, seine Größe charakterisiren würde. Ich überzeugte mich dabei ganz, wie viel der Redner — besonders der Kanzelredner verliert, wenn die Deklamation überhaupt, oder im engern Sinn, die Euphonie seinen Vorträgen fehlt; wie viel er im Gegentheil gewinnt, wenn er diesen Theil der Beredsamkeit verhältnißmäßig benützt. Weit lebhafter als vorher fühlte ich nachgerade das Bedürfnis, und den Mangel einer Anweisung zur Euphonie, welchen bisher die Beredsamkeit erlitt, und den noch kein Sachkundiger durch seine Arbeit zu heben gesucht hatte.

Hiermit vereinigte sich der Zufall, daß ich den Selbstgenuss einer lebenswürdigen Familie, deren Glieder alle zur vollkommensten Harmonie und Einklang das ihrige verhältnißmässig beitragen, im nähern Lichte wahrnahm. Der wichtigste und größte Theil dieses Genusses bestand in der euphonischen wechselseitigen Lektüre der besten Schriftsteller unsers Zeitalters. Hier fand ich praktisch a posteriori, um wie viel die Ideen eines Schriftstellers — lebhafter, faßlicher, körniger, eindringlicher und beifallswürdiger werden, wenn sich der Leser genau in die Stimmung desselben versetzt, mit welcher er seine Gedanken niederschrieb; da ich mir vorher diesen Gewinn mehr theoretisch a priori dachte. Denn — ohngeachtet meiner frühern Bekanntschaft mit den Schriftstellern, welche die Wahl dieser Familie

begünstigte, fand ich sie doch jetzt in einem Gewande, welches sie theils lebenswürdiger und reizender, theils genießbarer und vortheilbringender darstellte. Vortheilbringender — sage ich, in so fern ich im Wandel dieser guten Menschen überhaupt und in der Verwebung der Handlungen jedes Individui mit den Geschäften des andern, den segnenden unverkennbaren Einfluß dieser gemeinnützigen Lektüre sah. Wie verzeihlich muß jeder meinen Wunsch finden, der dadurch in meiner Seele aufgeregt wurde: daß man sich allgemein der Lektüre auf eine solche Art bedienen möchte, und daß zu diesem Behuf die Regeln der Deklamation für die gebildete Menschenklasse allgemein und anwendbar gemacht würden?

Gerade um diese Zeit hörte ich die Klagen eines Mannes, welcher Verstand und Gefühl fürs Schöne in gleich

großem Maasse besitzt, der nicht geradehin aus Vorurtheil spricht, der die Religion in ihrer einfachen Würde, unentstellt vom menschlichen Kleingeist, schätzt und den liebt, welcher sie bei dieser Würde zu erhalten sucht; — ich hörte die Klagen dieses Mannes, über die große Störung, welche seine Andacht bei der Feier des Abendmahls in G.... erlitten hätte. Bei aller Anstrengung und Aufsicht auf sich selbst, wäre es ihm unmöglich gewesen, den undeutlichen und verworrenen Gesang des Predigers, welcher durch die sonderbaren Wendungen der Sprachorgane vollends ganz seine Bestimmung verloren hätte, mit Ernst und Andacht anzuhören. Warum diese Klagen mir mehr auffielen, als die sonstigen Aeufserungen der Unzufriedenheit anderer Einsichtsvollen über den monotonischen und kakophonischen Vortrag und Gesang vieler

Prediger, weifs ich nicht. Vielleicht geschah es aus der Ursach, weil sie mich bei den Gedanken, die ich von den Vortheilen der Euphonie hatte, zu sehr überraschten.

Diefs Zusammentreffen der Umstände nebst andern Beweggründen, brachten den Vorsatz — einen Versuch über den Wohllaut auf der Kanzel zu wagen, zur völligen Reife, ohngeachtet ich die Schwierigkeiten erkannte, welche ich auf einem unbetretenem Wege finden würde. Ich rechnete dabei sehr viel auf einen gewissen Zeitraum, den mir das Ohngefähr zu einer willkührlichen Anwendung überliefs.

Zufolge dieser allgemeinen und besondern Veranlassungen kann man nun eines Theils schon von selbst auf die Absichten schlüssen, welche ich bei dem vorliegenden Werke habe. Indessen will ich sie hier selbst kürzlich nach ih-

ren verschiedenen Beziehungen aufstellen, damit mein Versuch gleich bei dem ersten Anblick den richtigen Gesichtspunkt erhalte, aus dem er zu betrachten ist. Ich nenne die erste Absicht mit Recht grofs, denn mein Versuch soll einen wirksamen Einfluß haben, zur völligen Verbannung des Mechanismus, welcher auf der Kanzel noch so herrschend ist, und für den Lehrer der Religion sowohl, als für seine Zuhörer nachtheilige Folgen hat. Die Menge der gottesdienstlichen Zusammenkünfte und die öftere Wiederholung einer Sache, wenn sie auch von der gröfsten Wichtigkeit wäre, müssen allerdings der empirischen Psychologie gemäfs, einen geringeren Grad der Theilnahme, der Wärme, des Enthusiasm und der Leidenschaften, womit man vielleicht zuerst die Sache der Religion emfieng, allmählig erzeugen. Allein — wenn es, (wie es den An-

schein hat,) nicht möglich ist, die sämtliche Haltung der Gottesverehrungen christlicher Gemeinen, oder die Liturgie so zweckmäfsig einzurichten und anzuordnen, dafs dadurch der menschliche Geist ganz für die Wahrheit gewonnen, damit allein beschäftigt, und bei dem Drange nach fortzusetzendem Genufs erhalten wird; wenn Gesang und Gebet eine Einförmigkeit behalten, und — ohne auf die gröfsere oder geringere Geistesschwäche der Zuhörer Hinsicht zu nehmen, die hergebrachten Ceremonien in einer unabänderlichen Form bleiben müssen: — so sollte doch der Geist eines jeden Religionslehrers (— o welch ein vielsagendes Wort!) durch die Reihe der Jahre, welche zur Vorbereitung bestimmt sind, --- (wenigstens dazu dienen sollen,) ein solch Gefühl, einen solchen Drang nach Wahrheit, und zugleich eine solche reine Liebe zu seinen Brüdern er-

halten; daß der zu ertheilende Unterricht in der wichtigsten Sache des Lebens — — in der Religion, nicht mit Gleichgültigkeit und Kälte betrieben, und als ein bloßes Mittel zur Erhaltung des irdischen Daseins angesehen würde. Bis dahin geht ja die Herrschaft des Herkommens nicht, daß der Lehrer auf der Kanzel die anwendbaren, und für das Leben der Menschen — für ihre jetzige und zukünftige Bestimmung durchaus nöthigen Wahrheiten, an denen die christliche Religion die reichste ist, auch in ängstlicher Form, wie es ehemals geschah, und ohne Theilnahme vortragen müßte. Dieß hängt von ihm ab, und seine Willkühr kann den besten Weg, in das Herz der Zuhörer zu dringen, ergreifen. Hiernach also ist mein Versuch für beide brauchbar, sowohl für den, welcher schon das Amt eines Religionslehrers begleitet, als für den, welcher Ver-

stand und Herz zu dem Grade der Vollkommenheit zu bringen suchen muß, um im wahren Sinne ein Werkzeug Gottes zur Bildung der Menschheit zu werden, — und fähig zu sein, eines Lehrantes zu warten. Jenem kann mein Versuch ein Fingerzeig sein, wornach er seine bisherigen Vorträge berichtigen, verändern und bessern kann: diesem aber eine Beihülfe, daß er durch sie vor dem Eintritt ins Amt die wesentlich notwendigen Eigenschaften früher erhalte, welche die Religion selbst von ihren Pflegern fordert.

Eine andere Absicht, die ich bei meinem Versuch habe, ist die, daß die Religion in dem reizenden Gewande erscheine, welches sie ihrer Natur nach hat. Wer den Kern der christlichen Religion kennt, und die Grundlehren derselben, aus welchen die übrigen herfließen, zur unpartheiischen Prüfung auf-

stellt, der wird bei dem ersten Ueberblick die Grösse ihrer Reize und ihrer Liebenswürdigkeit erkennen. Fragt man nun, ob die meisten Kanzelvorträge in Absicht auf Stimme und Geberde mit der Natur der Religion im Verhältniß stehn? Ob die Vorträge im Allgemeinen von der Art sind, daß — wenn sie auch die Reize nicht erhöhen, sie doch nicht schwächen? — so wird man, wenn man der Wahrheit treu sein will, bekennen müssen, daß sich das Anziehende der christlichen Religion durch die Vorträge der meisten Prediger verliert, daß sie nicht bloß ein alltägliches Gewand, sondern oft ein finsternes und abschreckendes Ansehen erhält. Sie, als das wohlthätigste Geschenk des Himmels, welches dem Menschen — keinem andern vollkommenern oder unvollkommnern Geschöpf gegeben ist, muß nothwendig, wenn sie das bleiben soll,

was sie ist, ihre Schönheit behalten, und daher auch, weil der Mensch überall sinnlich bleibt, mit sinnlichen Reizen dargestellt werden. Sie ist ja keine überirrdische unerreichbare Weisheit, weil sie für den Menschen — nach seiner für diesen Weltkörper erhaltenen Organisation, da ist, und daher muß der Lehrer derselben nie vergessen, daß er als Mensch zum Menschen spricht. Man würde mich sehr verkennen, wenn man mir die alleinige Absicht beimessen wollte, daß ich durch meinen Versuch der Religion ein modisches Gewand geben, und sie in diesem Kleide der sinnlichen Welt empfehlen wollte. Sie selbst verlangt alles das ihrer Natur nach, was ich hier in einer wissenschaftlichen Form darstelle. Ich berufe mich dabei auf die unpartheiische Prüfung dessen, der die Religion in beständiger Beziehung

auf den sinnlichen Menschen betrachtet.

Eine dritte Absicht ist, — der Würde des Lehrstandes eine Stütze zu geben. Es ist durch die Erfahrung bestätigt, daß Eigendünkel und Eigenliebe bei dem größten kurzsichtigen Haufen der Menschen die Ursach ist, warum sie den, welcher ihre Irrungen und Fehler enthüllt, auf Verbesserung ihrer Denkart und ihres Wandels dringt und selbst ihre — bloß scheinbaren Tugenden nicht begünstigt, — so viel sie können, von ihrem Zirkel entfernen und seine eignen Fehler nach Möglichkeit aufsuchen und bekannt machen, um dadurch ihren Gesinnungen und Handlungen — wenn sie auch die tadelhaftesten wären, eine Rechtfertigung zu geben. Und dieß ist vorzüglich der Fall bei dem Religionslehrer. Man bedenkt nicht, daß es sein Beruf ist, die Tugend und das La-

ster dem Menschen bekannt zu machen, ihn zu jener zu leiten und von diesem abzuhalten: sondern man betrachtet ihn, wie jeden andern, der sich — eigenmächtig zum Tadler aufwirft. Viele und mannigfaltige Umstände, im Betreff der Lehrmethode, und des Wandels der Geistlichen, gaben bisher Gelegenheit, daß die schuldige Achtung für den Lehrstand bei dem Alltagshaufen (die vernünftig Denkenden nehme ich aus) allmählig sank; — Umstände, welche ich ihrer Weitläufigkeit wegen nicht anführen kann. Diese sinkende Achtung würde nun meiner Meinung nach sehr gehemmt werden: wenn die Härte und Rauheit des Tons, die Kälte, mit einem Wort, die Kakophonie aus den Lehrvorträgen verwiesen würde. Sollte ich mich wohl in dieser Meinung betrügen?

Endlich habe ich bei meinem Versuch die große und wichtige Absicht,

dafs ich Männer von grossem Geiste welche in sich den erhabenen Beruf fühlen, der Menschheit zu dienen, und Wahrheit und Licht ihr uneigennützig näher zu bringen; — Männer, welche mehr liefern können, als einen blofsen Versuch, dadurch auf den äufsern Vortrag aufmerksam zu machen, und zu mehrerer Bearbeitung anzulocken. Erreichte ich diesen Zweck: so würde meine Arbeit dadurch einen Werth gewinnen, den sie vielleicht ausserdem nicht hat. In Rücksicht dessen habe ich auch das Vertrauen, dafs man bei meinem Versuch keine gröfsere Vollkommenheit erwarten wird, als er wirklich hat; da ich bei der geringen und schwachen Unterstützung, welche ich in einigen vorhandenen Anweisungen zur geistlichen Beredsamkeit fand, mir einen eignen Weg bahnen und blos aus mir selbst schöpfen mußte.

Diefs sind also die Veranlassungen; diefs die Absichten meines Versuchs. — Jetzt noch einige Bemerkungen über gewisse Theile desselben.

Es dürfte vielleicht den Anschein haben, dafs meine Forderungen hie und da zu grofs und zu ängstlich wären; dafs ich dem Redner unnöthige und entbehrliche Fesseln anlegte; und eben dadurch das Gegentheil von dem veranlassen würde, was ich zu entfernen suche, nämlich Steifheit und eine kleinliche übertriebene Gewissenhaftigkeit in der Wort- und Tonsprache: allein dieser Anschein wird bei näherer Beleuchtung der Sache verschwinden. Sein Entstehen ist jedoch wegen der Neuheit der Sache sehr leicht möglich und daher verzeihlich; besonders um deswillen, weil ich zur Charakteristik dieser und jener Regel, mich der Kunstwörter der Musik, in Ermangelung anderer, bedienen mußte. Ich mußte sie

wählen, weil ich meine Ideen durch keine andre Vermittelung anschaulich machen konnte. Der — welcher von diesem Schein sich weder hintergehen noch abschrecken läßt, wird die Forderungen alle der Natur gemäß finden.

Der Gesichtspunkt, aus welchem ich die Religion betrachtet habe, ist um deswillen so gewählt worden, weil ich glaube, daß sie auf dieser Seite am wirksamsten auf die Euphonie des Redners ist. Ich hoffe dadurch den unverdienten Vorwürfen zu entgehen, als ob ich sie nicht vielseitig genug betrachtet hätte.

Als ich den Plan zu meinem Versuch entwarf, bestimmte ich auch, wenigstens ein Kapitel zur Behandlung des mimischen Ausdrucks. Ich habe aber bei der Ausführung selbst eine Aenderung hierin gemacht; theils weil ich dieß weitläufige Feld, um kurz zu sein, nur oberflächlich hätte behandeln können, da

es doch einer gründlichen Bearbeitung bedarf, theils weil ich mich in diesem Werke nur auf die Deklamation im engeren Sinn, oder auf die Euphonie einlasse. Sollte dieser Versuch Beifall und Aufnahme finden; so würde ich vielleicht den mimischen Ausdruck auf der Kanzel, — als einen für sich bestehenden Theil der Beredsamkeit in der Folgezeit bearbeiten.

Uebersicht des Ganzen.

Erstes Kapitel. Nothwendigkeit des Wohllauts.

S. 1

Zweites Kapitel. Einige vorhandene Vorurtheile.

32

Drittes Kapitel. Bisherige und größtentheils
noch fortwährende Hindernisse der Euphonie

56

Viertes Kapitel. Nöthige Bedingungen der Eu-
phonie und Voraussetzungen bei derselben.

1. Natürliche Anlage. 87

2. Frühe Benutzung einiger Hülfsmittel und Er-
leichterungen des Wohllauts. 96

3. Richtiger Gesichtspunkt, aus dem die Reli-
gion zu betrachten ist. 118

4. Reinheit des Herzens und untadelhafter Wan-
del. 132

Fünftes Kapitel. Regeln des Wohllauts zur An-
wendung selbst. 138

Erster Abschnitt. Regeln der
Wortsprache.

I. Charakteristische Reinigkeit. 140

1. Charakteristik der Selbstlauter und Diph-
thongen. 141

2. Charakteristik der Mitlauter. 150

3. Länge und Kürze der Silben. 157

II. Vernehmlichkeit. 161

III. Bewegung oder harmonischer Gang. 171

**IV. Interpunktion, Accentuation, und Pausen
der Sprache.** 188

**Zweiter Abschnitt. Regeln der
Tonsprache.** 201

**I. Vom Haupttone und von den Verhältnissen
der übrigen zu ihm.** 202

**II. Vom Tonwechsel in Hinsicht der Verschie-
denheit der Sätze und Perioden, oder der
Gedankeneinkleidung.** 217

**1. Von der Modulation der Töne bei den Pe-
rioden überhaupt.** 218

**2. Vom Tonwechsel des bestimmten Ausdrucks
insbesondere.** 229

**III. Vom Tonwechsel nach Maaßgabe der star-
ken Empfindungen der Seele oder der Lei-
denschaften.** 242

**Anhang. Einige Bemerkungen über die Eupho-
nie in der gebundenen Rede.** 261

1. In Hinsicht der Wortsprache. 264

2. In Hinsicht der Tonsprache. 268

Erstes Kapitel.

Nothwendigkeit des Wohllauts.

Die Vorstellungen, welche die Seele des Menschen durch die Sinne erhält, sind hell oder dunkel, nach Maafsgabe des Eindrucks äufserer Gegenstände, welche stark oder schwach auf die Sinne wirkten. Währte der Eindruck lange, wurde er oft wiederholt, und hatte ein Objekt für die Sinne immer den nämlichen Reitz: so wird auch der Eindruck, welcher dadurch auf das Vorstellungsvermögen der Seele gemacht wurde, nicht vorübergehend, sondern bleibend sein. War Mißgefühl die Folge der Sinnenempfängnis: so wird dasselbe sich immer wieder erneuen, wenn der nämliche Gegenstand den Sinnen vorkommt, oder ein anderer, der mit ihm verwandt ist, und der dann durch die Association der Ideen, — vielleicht gleich stark auf die Seele wirkt. War hingegen Freude und Wohlhehagen die Folge, so wird auch dann der Ge-

genstand noch die nämliche Wirkung thun, wenn ihn unsere Sinne aufs neue wahrnehmen, — wenn unser Auge ihn wieder erblickt, und unser Ohr seinen Zauber vernimmt; gesetzt auch, daß sich in gewissen Lagen und bei veränderten Umständen, sein Reitz verringert hätte. Um so mehr wird aber dann unsere Freude wachsen, wenn wir ihn nicht nur in gleicher Vollkommenheit, sondern bei einer erhöhten Reizbarkeit finden: so wie unser Mißbehagen, unser Unwille und Ekel sich sehr vergrößern wird, wenn wir an ihm mehreres Hinzugekommene bemerken, was dem gleich ist, welches ihn widrig und unangenehm machte.

Diese Einwirkung der Gegenstände vermittelt der Sinne, findet in jeder Lage des Menschen Statt. Wir mögen ihn in der gebildeten oder ungebildeten Klasse der Menschen uns denken, — als Mitglied der menschlichen Gesellschaft überhaupt, als Bürger des Staats, im engen Zirkel seiner Familie, oder — wenn er mit Hunderten seiner Brüder zu einem Zweck sich hindrängt vor den Lehrstuhl dessen, der ihm Aufschlüsse über Wahrheiten der Religion geben soll. Ueberall ist er — sinnlicher Mensch.

Ohne ihn in mehrern Lagen seines Lebens genau zu beobachten, und zu sehen, wie überall die Sinnlichkeit ihn zu angenehmen und bittern Empfindungen leitet; wollen wir ihn nur in der Lage etwas genauer betrachten, wenn er jetzt den Lehrer der Religion vor sich sieht, und aus seinem Munde, — bei richtiger Bestimmung des Verhältnisses zwischen ihm und dem höchsten Wesen, Anweisung für seine Lebensfolge, Berichtigung seiner gefassten Meinungen und eine Zurechtweisung erhält, wo und wie er im vorigen Wandel irrte; und vom Pflichtwege abgieng.

Also auch bei der Religion bleibt der Mensch sinnlich? Gewiss! denn die Erfahrung bestätigt diess zur Genüge. Der Drang für die Wahrheit wird stärker in seiner Brust; der Auf-
flug seiner Seele zu Gott, den er sich mit den allerhabensten — menschlichen Vollkommenheiten denkt, wird rascher; seine Ueberzeugungen vom Guten und von der Nothwendigkeit eines Tugendlebens werden lebhafter; und der Trieb nach möglichster Vollkommenheit wird sich früher und länger in seinem wirklichen Leben beweisen: — wenn die Wahrheiten, wel-

che ihn hiezu brachten, mit verhältnißmäßiger Reizbarkeit für die Sinne vorgetragen wurden.

Ist dieß empirisch wahr und gegründet: so ist es auch unläugbar, daß Wohllaut des Religionslehrers ungemein viel zu solchen Einwirkungen beiträgt, und daß ohne denselben, die reinste und lauterste Wahrheit nicht den geraden Weg in das Herz des Zuhörers finden wird. Ich könnte hier würdige Männer namentlich anführen, welche die vollkommensten Einsichten in die Religionswahrheiten haben und mit denselben einen untadelhaften Christenwandel verbinden; Männer, welche es ganz verdienen, von ihren Gemeinen geliebt und geschätzt zu werden: die aber — wegen Mangel der Euphonie in ihren Vorträgen mit Betrübniß sehen müssen, daß sowohl die Zahl ihrer Zuhörer sehr gering ist, als auch, daß ihre mit dem redlichsten Herzen gehaltenen Vorträge — kalt und mit sichtbaren Beweisen der Trägheit aufgenommen werden. Man darf sich nur einigermaßen in die Lage eines solchen Mannes setzen, welcher eine geringe Anerkennung seiner Thätigkeit, seines Eifers für Religion und Tugend in der kalten Aufnahme seines Unterrichts zu finden glaubt; so wird man das Unangenehme dieses

Gedankens fühlen. Er wird — wenn er nicht ein Mann von festen Grundsätzen ist, vielleicht auch zu einer gewissen Gleichgültigkeit und Schläfrigkeit in der Betreibung seiner Berufsgeschäfte verleitet werden. Er wird spät oder vielleicht gar nicht den Zweck erlangen, welchen er beabsichtigte und wird sich begnügen müssen, bei einigen wenigen seiner Gemeinde, die sich etwas mehr als gewöhnlich über das Sinnliche erheben, die gewünschte Wirkung zu sehn. Und — so wie es für ihn nachtheilig ist, eben so ist es auf Seiten der Zuhörer im Allgemeinen. Ihre Fortschritte in der Moralität und Tugend sind langsam, ihr Wachsthum in der Erkenntniß des Wahren und Falschen, des Rechts und Unrechts stockt, und ihre Ueberzeugungen von der Nothwendigkeit eines praktischen Christenthums, werden matt und unzureichend bleiben. Selbst die Liebe, das unentbehrliche Band zwischen Lehrer der Religion und ihren Gemeinen, wird nicht die erforderliche Festigkeit gewinnen, und behalten. Mit einem Wort, es hat eine nachtheilige Folge für Lehrer und Zuhörer, wenn Euphonic in den Religionsvorträgen fehlt.

Ist es also nicht nothwendig, daß man dieses groſſe Hülfsmittel, früher in die Herzen der Zu-

hörer zu dringen, und leichter die wesentlichen Wahrheiten der Religion darin zu bevestigen, als ein Hülfsmittel anerkenne, anwende und gebrauche? Sollte es nicht eines jeden, welcher den grofsen, den wichtigen Zweck, Religionslehrer zu werden, vor sich hat, — Pflicht sein, sich auch dieses Mittel — vollkommner zu werden, frühzeitig bekannt zu machen? Und würde es dem Ansehen eines schon angestellten Predigers schaden, wenn er auch jetzt erst anfinge, einen Wohllaut in seine Vorträge zu bringen, da er vorher es versäumte, sich denselben eigen und natürlich zu machen?

Allein aufser der Sinnlichkeit des Menschen, welche es nothwendig macht, die Religionsvorträge euphonisch zu halten, liegt noch ein anderer Beweggrund dazu in Folgendem: — Zur Zeit, als das Christenthum sich zu verbreiten anfing, da die Anhänglichkeit der Juden an die frühern Gebräuche der mosaischen Religion, dem Christenthum starke Hindernisse entgegen setzte; und die noch roheren Sitten und Gewohnheiten beim Götzendienste andrer Völker, diese reine Gottesverehrungsart gleich in der ersten Entwik-

Kelung ihres Keims, mit Verfolgung und Schwert unterdrücken wollten: zu jener Zeit genoß der kleine gescheuchte Haufe edler Seelen das innigste Labsal, mit einmüthigem Geiste, in verborgener Stätte die Lehren eines Apostels zu hören, oder ihre — mit so vieler Theilnahme an ihrem Seelenwohl geschriebenen Briefe, von einem ihrer Vorsteher oder Aeltesten vorlesen zu hören. Da schwand ihnen jedes andere Bedürfnis, da fühlten sie kein größeres Glück, als — Wahrheiten zu hören, sie mochten ihnen von einem feurigen Paulo, oder von einem schwachen Greise mit zitternder Stimme gesagt werden. Doch läßt sich auch leicht glauben, daß die Art jenes Unterrichts, nicht in einem zusammenhängenden Vortrage, sondern mehr in brüderlicher herzlicher Unterredung oder einem Wortwechsel bestand, und daß also ohnstreitig auch die brüderliche Liebe, welche sie gegen einander fühlten, in einem Tone sich äußerte, welcher mit ihr im natürlich schönen Verhältnisse stand.

Gehen wir von diesem Zeitpunkte aus, über einige Jahrhunderte hinweg und versetzen wir uns in die Zeiten der Hierarchie des päpstlichen Stuhls; in die Zeiten, wo Fanatism, Unwissenheit,

Herrschaft der Geistlichkeit, wo Aberglaube und blinde Wuth gegen alle, welche nur den Anschein gesunder Vernunft hatten, wo Schwärmerie, die blutigen Verfolgungen jener heidnischen Götzendiener, um vieles überwog, — und begleiten wir die Anhänger eines Waldus, Wiklefs und Hufs in ihre einsamen Versammlungsorte; wie finden wir sie da alle voll brennender Begierde, durch Unterricht ihre Ueberzeugungen von Wahrheit und Licht immer mehr bei sich zu bevestigen!

Kommen wir endlich auf die Zeiten der Reformation, wo ein Luther und Zwingel ein Licht aufsteckten, zu erleuchten die Völker; wie sehn wir da eine gedrängte Menge lehrbegierigen Volkes im Hause Gottes! Welche Andacht durchwärmt die Herzen aller Anwesenden! Welche Forschbegierde leuchtet im Angesicht eines jeden! Nicht ein Wort des Unterrichts geht verloren, alle nimmt man sie auf, und faßt sie ins Gedächtniß, um dann zu Hause noch alles wiederholen zu können. Man scheut nicht die Beschwerden eines gefahrvollen Weges; man opfert Ruhe und Schlaf dem großen Vergnügen auf, einige Stunden die Lehren des gereinigten Chri-

stenthums zu hören, und Haab und Gut ist ihnen weniger lieb, als der Genuß der Religionswahrheiten.

Wie aber nun in unsern Tagen? Finden wir noch den Drang und die Begierde unter dem größten Haufen jetzt lebender Menschen? Ist es ihnen auch ein solches Bedürfnis, das andere Bedürfnisse des menschlichen Lebens aufhebt? Versammelt man sich jetzt auch noch einzig in der Absicht seinen Gott öffentlich zu verehren und seine Begriffe immer mehr und mehr zu reinigen? Hält der größte Haufe die Kenntniss der Religion noch für die größte — Basis unserer Glückseligkeit? — O wie viel anders finden wir es jetzt, da nicht mehr das blutige Schwert, gegen die Bekenner der Wahrheit wüthet, da Obrigkeiten sich vereinigen die Rechte der Religion zu schützen und zu handhaben, und es jedem erlaubt ist, ungehindert öffentlich und in seinem Hause Gott zu verehren. Der größte Haufe der Menschen erscheint jetzt in den Kirchen aus ganz andern Ursachen. Vielleicht nur um deswillen: weil es eine hergebrachte Gewohnheit ist, daß eines von der Familie, nach dem Exempel der verstorbenen Eltern, sich des Sonntags in der Kirche zei-

ge; weil man seinen Geschmack in der Wahl der Kleidung nirgends besser zeigen kann; weil nirgends die Volksmenge gröfser ist, und unter ihr auch die *Beau monde* gefunden wird: weil heute das: *Stabatmater*, von *Pergolese* gegeben werden soll, wobei muthmaaslich sich der Virtuose *C**ni* hören läfst; weil man gern die Bewegung des Volks bemerken will, welche man bei dem Aufgebot der jüngsten Tochter des Herrn *K**** erwartet: weil — — doch ich will nicht noch mehr Ursachen anführen, welche in jetzigen Zeiten gar oft die Veranlassungen sind, um welcher willen man die Kirchen besucht.

Und gleichwohl — soll der öffentlich auftretende Lehrer der Religion, einer solchen in verschiedener Absicht gekommenen Versammlung nützlich sein. Er soll sie zu einem Zweck leiten, und sie nicht nur für den gegenwärtigen Augenblick von der Wahrheit überzeugen, sondern sie so eindringlich für Verstand und Herz machen, dafs daraus jedes Gemeinglied das Resultat für sein individuelles Leben ziehen könne. — Es entsteht also die Frage: Wird der öffentliche Lehrer diesen Zweck besser, leichter, früher und vollkommner erreichen, wenn er die

Wahrheiten der Religion trocken und monotonisch vorträgt; — oder wenn er durch Euphonie seinen Unterricht anschaulicher und reizender macht? — — Die Antwort darauf — läßt sich leicht errathen.

Ein dritter Beweis von der Nothwendigkeit des Wohllauts auf der Kanzel und bei andern öffentlichen Religionsvorträgen, liegt wohl ohne streitig auch darin:

Durch Gewohnheit, durch öftere Wiederholung einer Sache, welche vielleicht das erstemal schon, keinen allzulebhaften und starken Eindruck auf unsre Seele machte; durch Erblickung und Anhörung eines Gegenstandes, welcher immer sein Einerlei behält, überhaupt durch die Wahrnehmung aller unserer Sinne in Hinsicht eines Dinges, welches an Reizen weder zu noch abnimmt, und an innerm Gehalt sich immer gleich bleibt, — werden wir nach gerade in Beziehung auf dieses oder jenes Objekt in einen Mechanismus gezogen. Nur mit vieler Mühe und mit vieler Aufmerksamkeit auf uns selbst können wir ihm widerstehen. Sattsam findet man dieß

bestätigt in dem alltäglichen Leben der Menschen. Handlungen und Reden, welche immer die nämlichen bleiben, nehmen ihren Anfang, werden gethan und endigen sich wieder, ohne daß die Seele durch Nachdenken und Prüfung der Ursachen und Wirkung beschäftigt wird. Die Kräfte des Körpers dienen dann zur Hervorbringung der schon so oft gethanen Sache, als eine *Machine*, welche zu einem bestimmten Behuf so oder anders gerichtet und gestellt wurde. Geben wir diesen Kräften die erforderliche Richtung, so erhalten wir den beabsichtigten Zweck und können mittlerweile, während der mechanischen Betreibung der Sache, unsere Seelenkräfte auf andre Gegenstände richten. Der Landmann drischt in dem einmal angenommenen Zeitmaasse fort, ob sich gleich während dessen seine Seele mit ganz andern Dingen beschäftigt.

Eben so ist es auch mit Dingen, welche Beziehung auf unsere Religion haben, oder worin vielleicht gar ein Theil unserer Gottesverehrung besteht, wobei ein solcher Mechanismus nicht Statt finden darf. Welcher Beobachter hat nicht die Bemerkung gemacht, wenn er Zeuge einer Hausandacht mancher Familie war, wie das *opus*

operatum vollbracht wurde, ohne daß die Seele auch nur in Etwas damit beschäftigt gewesen wäre. Dahin gehören besonders die gewöhnlichen Morgen- und Abendgebete des Landmanns und des größten Theils der Städtebewohner. Es gehören dahin die Gesänge, welche sie von der frühesten Jugend her schon auswendig wissen, das *Benedicite* und *Gratias* ihrer Mahlzeiten.

Da es nun auch in unsern Kirchen gewöhnlich ist, daß vestgesetzte und verordnete Kirchengebete und hie und da auch gereimte Stücke verlesen werden, welche alle Sonntage, vielleicht einigemal, und außerdem noch in den Wochentagen wiederholt werden: so läßt es sich leicht denken, daß auch dieser Theil der Gottesverehrung dem Zuhörer mechanisch wird. Seine Seele ist zu neuen Erwartungen nicht mehr gespannt; wenn der Prediger durch Amen seinen Vortrag schließt; er weiß, daß nun dieß und das folgt, und sein Mund organisirt sich sogleich zu der Bewegung, welche die ersten Worte des Gebetes fordern. Mittlerweile schafft sich die immer thätige Seele andere Gegenstände, welche vielleicht bei einigen in ernsthaften und der gegenwärtigen Zeit angemessnen Dingen bestehen,

bei andern aber in nichtigen Kleinigkeiten, welche das Gute wieder verscheuchen, was vielleicht kurz zuvor ihr Herz auffing.

Und daß sich dieß wirklich so verhält, läßt sich zur Genüge a posteriori erkennen. Man darf nur an einem solchen mechanisch gewordenen Objekt eine kleine Aenderung machen, daß es auf eine etwas veränderte Art den Sinnen sich darstellt, so wird das Objekt nun im Ganzen unbekannt werden. Wenn z. B. ein Lied, welches man lange Zeit nur nach einer Melodie sang, und dessen Worte man durch die öftere Wiederholung, in ihrer Verbindung so wußte, daß man nicht mehr darüber nachdenken durfte — wenn dieß Lied nun nach einer neuen Melodie gesungen wird, so wird der größte Theil gewiß sich genöthigt sehen, das Lied aufzusuchen, um mitsingen zu können. Die Kirchengebete werden auf gleiche Art einer Gemeinde, welche sie immer von einem Prediger vorlesen hört, dann gleichsam wieder neu, wenn nur ein anderer Kanzelredner sie liest.

Dem zufolge ist es also wohl nöthig und für die allgemeine Erbauung, welche durch Gebete und Gesänge befördert werden soll, erforderlich,

dafs man durch einen richtigen und der Sache angemessenen Wohllaut den Zuhörer aufmerksam mache, ihn der Gedankenlosigkeit oder der Gedanken ausschweifung entziehe und seine Seele dadurch mit den Wahrheiten beschäftige, welche in den vorzulesenden Gebeten enthalten sind. Von den Fehlern, welche hiebei häufig begangen werden, will ich dann reden, wenn ich mich in der Folge genauer mit der Natur des Wohllauts beschäftigen werde.

Um die Nothwendigkeit der Euphonie auf der Kanzel, besonders in unsern Zeiten, noch mehr aufser Zweifel zu setzen, dürfte vielleicht auch der Gedanke vieles beitragen, — dafs ein Vortrag ohne Harmonie und Wohllaut auch um deswillen reizlos werden mufs, weil im jetzigen Zeitlauf Musik und Tonkunst, zu einem sehr hohen Grade der Vollkommenheit gehoben worden sind. Hiermit sage ich nicht, dafs es jetzt Bedürfnifs eines Predigers sei, seine Predigt so taktmässig, als ein Rezitativ abzusingen; denn davon ist er weit entfernt. Allein es darf doch in den Wendungen, welche die Stimme nimmt, und in der Anwendung derselben auf ge-

wisse Sätze der Rede keine so grofse Härte und Disharmonie herrschen, welche zu sehr mit dem gebildeten Ohr des Zuhörers kontrastirt. Es wird ja ohnediefs bei einem Prediger stillschweigend vorausgesetzt, dafs er einige Kenntnifs, wenn sie auch sehr einfach sein sollte, von der Tonkunst habe; da in unsern Kirchen vor und nach der Predigt Gebete am Altare gesungen werden. Ob diefs Absingen der Gebete mit den Sprachorganen jedes Individui übereinkomme, und ob es auch jetzt noch, wie es vielleicht ehemals sein konnte, eine Beförderung allgemeiner Erbauung und Andacht sei, diefs ist ein Problem, welches ich jetzt aufzulösen nicht nothwendig finde. Ich will dadurch nur in Etwas zeigen, dafs es kein ganz neuer Gedanke ist, bei dem Prediger einige Kenntnifs der Tonkunst zu suchen; er müfste es denn in so fern sein, dafs ich diese Kenntnifs dann brauchbarer finde, wenn sie über den Kanzelvortrag verbreitet, und mit demselben in ein glückliches Verein gebracht wird.

Wer kann es dem gebildeten Manne verargen, welcher in einem sanften und gefälligen Tone mit seiner Gattin und seinen Kindern spricht,
und

und diesen Ton sich zu eigen gemacht hat, wenn sein Ohr durch das rauhe Getöse, welches von der Kanzel sich verbreitet, beleidigt wird, und eben dadurch seine Andacht und Erbauung ein Hinderniß leiden? Wer kann es dem gebildeten Theile des weiblichen Geschlechts verargen, das bei einer edlen Erziehung von Seiten der Eltern und bei einem weisen Unterricht, besonders in der Religion, nie eine solche Härte und Rauheit der Stimme wahrnahm; wenn es nicht mit dem frohen Drange nach neuer Berichtigung der Begriffe sich den Versammlungsortern naht, wo ein Uebellaut die Wahrheiten unangenehm macht? — Wenn es die Versammlung nicht mit den frohen Empfindungen, mit der Freude, welche die Lehre Jesu in dem Herzen des Christen erwecken soll, verläßt? Wird nicht der Jüngling, der jetzt dem Zeitpunkte sich naht, wo er durch eignes Nachdenken die Vortrefflichkeit und Annehmbarkeit der Religion Jesu finden kann, durch das Widrige und Unangenehme im Vortrage dessen, welcher ihn mit seinem Vortrage unterstützen und durch fortgesetzten Unterricht seine Begriffe berichtigen soll, — dahin verleitet werden; daß er sich die Skizze des Gemäldes von der Glückseligkeit des Christen dürftiger zeich-

net, und an der Bildung seines Herzens, so wie an der Bekämpfung seiner Leidenschaften weniger arbeitet? Es dürfte diess vielleicht manchem etwas zu weit hergeholt, oder zu weit gedehnt zu sein scheinen; allein der, welcher den Menschen prüft, und den grossen Einfluss kennt, welchen das Aeussere des Redners auf den Zuhörer hat, wird gewiss diese Gedanken nicht überspannt und inkonsequent finden.

Nehmen wir nun an, und diess müssen wir bei genauer Betrachtung, dass ein einförmiger, rauher und käckender Ton, das Ohr der gebildeten Volksklasse beleidigt, und dass dadurch nicht sowohl eine Gleichgültigkeit, als vielmehr ein Missfallen an dem Lehrer und an der Lehre selbst entsteht: so können und müssen wir auch vom Gegentheil überzeugt werden. Es gehört nur wenig Erfahrung dazu, um zu sehn, dass ein Mann mit edlem Anstand, der Wichtigkeit christlicher Religionswahrheiten bewusst, mit gefälliger Sprache weit mehr Zutrauen zu sich und seinem Unterrichte erweckt, dass er mehr wirken kann, und folglich auch mehr Freude der Seele bei seiner Amtsführung zu geniessen im Stande ist.

Zu allen diesen Beweisen der Nothwendigkeit des Wohllauts gehört auch noch dieser, daß der Redner auf der Kanzel für Verstand und Herz zugleich, seine Vorträge einrichten muß, da dieß ein andrer Volksredner nicht darf, wenigstens nicht immer. Es ist in unsern Tagen nicht so leicht zwischen dem gemeinen Redner und dem Redner auf der Kanzel einen genauen und richtigen Vergleich anzustellen, und zu sehen, wie viel beide beabsichtigen müssen, — in so fern die Beredsamkeit sich grösstentheils auf die Kanzel eingeschränkt hat. Jedoch, obgleich die Fälle nicht so häufig sind, wo ein Redner sich mit irgend einem andern Gegenstande, ausser der Religion beschäftigt, und man diese grösstentheils nur auf Akademien und bei Feierlichkeiten an Höfen suchen muß (wenig andre Orte ausgenommen,) so finden wir sie doch noch. Ich will jetzt versuchen, die Parallele zwischen dem gemeinen- und dem Kanzelredner a priori zu ziehn. Beide kommen darin überein, daß sie auf den Verstand der Zuhörer zu wirken suchen. Ihr beiderseitiges Bemühen geht dahin, zu überzeugen, Wahrheit apodiktisch gewiß zu machen. Allein darin gehen sie von einander ab, daß nicht beide gleich stark auch aufs Herz zu wir-

ken suchen. Bei dem Kanzelredner ist es durchaus nothwendig, daß er nicht bloß den Verstand der Zuhörer beschäftige, sie von der Wahrheit seiner Meinungen durch Gründe und Beweise überführe und zur Beglaubigung seiner Aussagen bringe: sondern daß er auch das Herz der Zuhörer bewege, rühre und so für die Wahrheit einnehme, daß sie in Handlung übergeht. Auch muß sein Augenmerk dahin gehen, daß seine Zuhörer nicht bloß für die gegenwärtige Zeit, ihrer Ueberzeugung gemäß handeln und leben, sondern daß sie die einmal anerkannte Wahrheit für immer so anwendbar finden, daß auch der Tod diese Anwendung nicht aufzuheben vermag.

Der gemeine Redner hingegen begnügt sich damit, durch genaue Zergliederung, durch Gründe und anschauliche Beweise, durch Beleuchtung gewisser Unrichtigkeiten und durch anderweitige Darstellungen, seine Zuhörer von dieser und jener objektiven und subjektiven Wahrheit zu überzeugen. Auch er kann zuweilen den Zweck haben, zu rühren, das Herz der Zuhörer zu fesseln, und sie zu Thathandlungen zu bewegen; allein, wenn es geschieht, so geschiehts nur — für die gegenwärtige Zeit, nicht für die ganze

Folge des Lebens. Der Führer einer Armee, wenn er durch eine Rede den Feldzug eröffnet, wird die Rechtmäßigkeit desselben klärlich zu beweisen suchen, und dadurch auf ihren Verstand wirken, — wird auch zu Muth und Entschlossenheit, zu Tapferkeit und Enthusiasm durch seinen Vortrag sie hinreißen; aber — nur für diesen Feldzug.

Der geistliche Redner muß also eine weit längere Dauer der Ueberzeugungen bei seinen Zuhörern zu bewirken suchen, und eine ununterbrochene Fortsetzung zweckmäßiger und mit den Ueberzeugungen in richtigem Verhältniß stehender Handlungen. Dem zufolge muß seine Rede nicht nur an innerm Gehalt vollkommen und dem Fassungsvermögen seiner Zuhörer angemessen sein: sondern es darf auch der Rede nicht an äußerer Schönheit fehlen, welche er als ein nothwendiges Mittel ansehen muß, seinen Zweck gewiß zu erreichen.

Gleichwohl ist der Redner auf der Kanzel im Betreff des Aeussern sehr eingeschränkt. Seine körperliche Stellung kann wenig und fast gar nichts zur sinnlichen Darstellung seiner Aussagen beitragen, selbst die Action der Hände,

(welche in drei Regionen geschehen könnte, wenn er frei stünde,) kann er fast nur in der mittlern Region anwenden, so daß er den Gebrauch seiner Stimme zum größten und wichtigsten Hülfsmittel zur sinnlichen Darstellung der vorzutragenden Wahrheiten machen muß. Ihm muß es daher obliegen, sich dieses Hülfsmittels am sorgfältigsten zu bedienen und zur möglichst vollkommenen Zweckmäßigkeit zu bringen.

Endlich fordert selbst die Religion Jesu nach ihrer innern Beschaffenheit jeden der sie unter Menschen zu verbreiten sucht, dazu auf, daß er sie mit Wärme des Herzens, mit Theilnahme und mit Ueberzeugung von ihrer Vortreflichkeit, lehre und vortrage. Eben dieß ist, wie die Folge lehren wird, die stärkste Basis eines angenehmen Vortrags, wobei sich der Lehrer versprechen kann, daß er den geraden Weg zum Verstand und Herzen des Zuhörers finden wird.

Die Religion Jesu macht die Liebe gegen Gott und den Nächsten zum Grundgesetz, aus

welchem die übrigen alle fließen. Sie zeigt uns das angenehmste Verhältniß, in welchem wir mit dem höchsten Wesen — mit Gott stehen. Sie nennt ihn — Vater, uns — seine Kinder. Sie giebt uns so viel Licht, über die Zeiten jenseit des Grabes, daß wir — Trost und für unsern forschenden Geist Beruhigung finden können. In ihr finden wir hinreichende Gründe und die besten Mittel zu einer möglichst vollkommenen menschlichen Glückseligkeit.

Als Glückseligkeitslehre kann sie daher nicht anders, als mit einer gefälligen und anmuthigen Stimme und Sprache von dem vorgetragen werden, der ein Vermittler ist, und sein soll, zur Darstellung derselben. Es ist ihrer Natur durchaus zuwider, sie in einem rauhen, verdrüsslichen, disharmonischen und kalten Tone zu lehren. Wer würde wohl dem, welcher bis jetzt seine Eltern nicht kannte und mit bekümmertem Herzen über diese Unbekanntschaft, alle die ihm vorliegenden menschlichen Freuden nur halb genoß, oder durch dieß Kummerniß veranlaßt, ihrer gar nicht empfänglich war, — wer würde wohl dem mit einem gleichgültigen, finstern und rauhen Tone die froheste aller Nachrichten brin-

gen: — Sieh! jener begüterte Mann, von dem du schon jetzt mittelbar so manche Wohlthaten erhieltest, der durch die erhabne Güte seines Herzens das Zutrauen und die Liebe aller der ihn umgebenden Menschen sich erwirbt, — den auch du liebst, ist dein — Vater! Sieh! jene Gute, welche mit zärtlicher Sorgfalt dem Mangel des Bedrängten und Nothleidenden abhilft, welche mit mütterlicher Liebe die Schwächen der Menschen trägt, ihre Beleidigungen nicht rügt, nicht schilt, wo sie nach Art anderer schelten sollte; jene welche von allen, die sie sehn und von ihr reden hören, hochgeschätzt wird, ist deine — Mutter! — — Dieser frohe Bote, denn er ist es wegen der Sache selbst, die er überbringt, müßte für einen Menschenfeindlichen, Neidischen und Mißgünstigen mit Recht gehalten werden, wenn er diese frohe Nachricht in einem kalten und einförmigen Tone bekannt machen wollte. Ebenso würde man mit mitleidiger Verwunderung auf den sehen, welcher von seinem Freunde wüßte, wie innig er seine Gattin und seine Kinder liebe, wie er in ihrem Besitz ganz — das Glück des Lebens fühle, welches ihm Gott mit ihnen gab, und nur darin eine Störung dieses Glücks fände, daß er jetzt eine Zeitlang entfernt von ihnen le-

ben müßte; — wenn dieser mit freudiger Miene und im lachenden Tone die schreckliche Wahrheit ihm sagte: deine Gattin — ist tod! — Deine Kinder — sind nicht mehr!

Diese Beispiele auf die Religion Jesu, und den, der sie vorträgt, angewendet, werden meine obige Aeufserung mehr ins Licht setzen. Dafs aber dieser frohe Ton, welchen die Religion Jesu verlangt, nicht in einen leidenschaftlichen und schwärmerischen ausarten kann, wird dadurch begreiflich, dafs die Religion Jesu mit der Liebe Gottes zu uns, mit den väterlichen Gesinnungen welche er gegen uns hat und uns beweist, die Begriffe von seiner unendlichen Erhabenheit und Grölse und von dem grossen Abstände verbindet, in welchem wir gegen ihn stehn. Unsre freudigen Töne, werden daher durch unsre Ehrfurcht, durch das Gefühl unsrer Schwäche und der Macht unsrer Sinnlichkeit, gemäfsigt. Eine sanfte Freude muß sich durch unsere Sprachorgane äufsern, woraus Wohllaut in den Vorträgen des Religionslehrers entsteht.

Hier muß ich jedoch in Erwägung bringen, dafs es bisweilen nöthig zu seyn scheint, das Sanfte und Wohltönende der Stimme nach Maafsgabe des

Inhalts christlicher Religionsvorträge, in eine gewisse Härte zu verwandeln, wenn der Lehrer z. B. die Laster, die den Christen entehren und unselig machen, in ihrer Grösse und Schrecklichkeit, anschaulich machen will, oder wenn er, wie es manche haben wollen, strafen soll. Es ist unläugbar, daß bei solchen Materien der Kanzelvorträge, der Lehrer nicht in dem gefälligen Tone sprechen kann, als wenn er von dem Glück redet, zu welchem uns die Tugend hebt, und wenn er sie in ihren erhabenen Reizen darstellt; sein Ton muß ein Beweis von dem Mißfallen sein, welches er selbst an dem Laster hat und wie ungern er zu seiner Gemeinde davon spricht. Allein, so wie sein Ton nicht leidenschaftlich werden darf, wenn er von der Liebe Gottes zu uns, und von dem glücklichen Verhältniß spricht, in welchem wir mit Gott stehn; so wie|da seine Stimme, durch die Gedanken an die Erhabenheit des höchsten Wesens, — an seine unerreichbaren Vollkommenheiten und an den großen Abstand, in welchem wir gegen —|diesen Gott stehn, gemildert und in einen ruhigen Gang geleitet wird: — eben so wird seine Stimme von entgegengesetzter allzu großen Härte und von einem leidenschaftlichen Ausbruch bei Darstellung des Lasters

zurückgehalten, wenn er dabei gedenkt: — Gott vergiebt als — Vater; die Irrenden sind — deine Brüder; auch du — bist Mensch! Es wird also der Abscheu und Widerwille, die der Lehrer bei der Darstellung des Lasters durch seine Stimme äußern muß, nicht in einer Rauheit versinnlicht werden, welche dem Lehrer selbst nachtheilig werden würde; sondern es wird sein Mißfallen am Laster und an der Sünde des Menschen, in einem mitleidigen Tone sich zeigen. Es ist dieß ein sehr wichtiger Gegenstand des Nachdenkens für Religionslehrer, weil Eigenliebe und der Gedanke an die Unbefangenheit mit dem und jenem Laster den Lehrer sehr leicht aus den Schranken der Mäßigkeit führen und zu einem schädlichen Eifer verleiten, welcher die Herzen der Zuhörer vom Lehrer entfernt. Mit einer beständigen Hinsicht auf die Regel: „*Wenn einer deiner Brüder von einem Fehler übereilt würde, so weise ihn zurecht mit sanftmüthigem Geist,*“ — welche uns die Religion giebt; mit einer beständigen Hinsicht auf diese vortreffliche Warnung betrete ein Lehrer der Religion jedesmal den heiligen Lehrstuhl.

Auf diese Art glaube ich mit Wenigem erwiesen zu haben, daß die Religion Jesu selbst ihrer

Natur nach einen harmonischen, gefälligen und sanften Gang der Stimme und Sprache verlangt, welcher von keinen Leidenschaften unterbrochen wird; daß also auch der Lehrer derselben, auf den Wohllaut seiner Vorträge, um der Sache selbst willen, seine besondere Aufmerksamkeit richten muß.

Ich habe hier einige Gründe für die Nothwendigkeit der Euphonie auf der Kanzel dargelegt. Weitläuftiger würde ich gewesen sein, wenn mein Plan für eine vollkommene Theorie, und nicht bloß für einen Versuch gemacht wäre. Auch hätte ich der Gründe und Beweise noch viele hinzufügen können, welche ebenfalls verdienen erwogen zu werden, und die in den Augen mancher viel Gewicht haben dürften; allein ich will sie jetzt, ohne sie weiter auszuführen, nur angeben: theils weil ich glaube, daß die bereits angeführten schon hinreichen die Nothwendigkeit des Wohllauts ins Licht zu setzen; theils auch, weil diese aus jenen bei eignem Nachdenken gefolgert werden können.

Schon daraus ergiebt sich die Nothwendigkeit des Wohllauts im Predigen und beim öffentlichen

christlichen Unterrichte, den eine Gemeinde genießt, wenn man bedenkt, daß es an und für sich jedem gebildeten Manne geziemt, alle Härten in seiner Stimme und Sprache zu entfernen, und als Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu zeigen, daß er Mäßigkeit und weise Beherrschung seiner Leidenschaften, sich zum Gesetz gemacht hat. Wie vielmehr geziemt es also dem Prediger!

Der Ort selbst, wo die Vorträge der Christuslehre gehalten werden, verlangt es, daß Wohl laut daselbst herrsche. Es ist ein Ort, wo sanfte Rührungen und Empfindungen im Herzen erweckt und bevestigt werden sollen, und dieß wird und kann ohnstreitig auch durch den Vortrag selbst geschehen. Man muß hiebei sein eigenes ästhetisches Gefühl zur Bestätigung auffordern.

In der Euphonie muß gleichsam ein Bild liegen, wornach der Zuhörer sein wirkliches Leben einrichten will, und es wäre zu wünschen, daß man ein angenehmes, weises und im richtigen Verhältniß geführtes Leben, mit dem Vortrage eines Religionslehrers vergleichen könnte. — So wie man sagt: — „*Dein Leben fließe sanft dahin, wie der Bach!*“ so sollte man auch

sagen können: *Dein Leben gleiche dem Wohllaut auf der Kanzel!*

Die Stimme und Sprache des Predigers sollte vorzüglich dann ein Muster sein, wenn er Fehlende und Irrende zurecht weist. Die darin herrschende Sanftmuth und Gelassenheit sollte den Zuhörer anreizen, im wirklichen Leben auf eben die Art seinen irrenden Bruder gütig und mit Sanftmuth zu behandeln.

Der Prediger ist Stellvertreter der Apostel und Jünger Jesu, denen er bei jeder Gelegenheit sanfte Duldung empfahl. Sie sollten nicht stürmisch seine Lehre unter den Menschen verbreiten, und sollten ihre Leidenschaften unterdrücken, wenn sie Beleidigungen ausgesetzt wären. Wie viel lag in den Worten, mit welchem der Erlöser dem voreiligen Petro das Apostelamt übergab: — *Weide meine Schaafe!* Soll aber sanfte Duldung, Menschenliebe und Verträglichkeit den Charakter des Religionslehrers zieren, so kann unmöglich damit ein gleichgültiger oder rauher, harter und wilder Vortrag in ein schickliches Verein gebracht werden.

Endlich ist der Lehrer der Religion der Repräsentant Jesu, welcher mit unendlicher Geduld die Schwächen der Menschen ertrug, und in je-

der Lage seines Lebens, im Umgange mit unsern Vertrauten und Freunden, so wie mit denen, welche ihn hafsten und anfeindeten, allezeit das richtigste Verhalten bewiefs; und Weisheit, tiefe Weisheit der Maafsstab zu alle dem war, was er sagte und that. Für den Prediger ist es also heilige Pflicht, aus den zusammengestellten Beweisen seines erhabenen Karakters, und aus der Zusammenhaltung seiner Reden, bei verschiedenen Lagen in Rücksicht seiner Zuhörer, sich ein Resultat zu ziehn, wie sein Aeusseres, seine Geberde und Stimme gewesen sei, und dann nach diesen Abstraktionen auch seine eigne Geberde und Stimme zu gebrauchen. Er wird gewifs finden, dafs ihm der grofse Stifter des Christenthums auch hierin mit dem schönsten Beispiele vorangeht. — — Wie war wohl die Stimme Jesu, als er am Kreuze die Worte sagte: — *Vater! — vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun? — ?*

Zweites Kapitel.

Einige vorhandene Vorurtheile.

Schon an sich sollte die Wichtigkeit des Wohllauts im Religionsvortrage, jedem, der sich dem Predigerstande widmet, und bereits schon darin arbeitet, einleuchten, und jeder sollte die Euphonie als ein höchst nöthiges Erforderniß der Beredsamkeit ansehen. Gleichwohl lehrt die Erfahrung, daß gerade dieser Theil der Beredsamkeit am meisten verkannt worden ist, und am wenigsten Verehrer gefunden hat. Ich rede nämlich hier sowohl von den jetzigen Zeiten, als auch von denen, wo man die Religion zum wichtigsten Gegenstande der Beredsamkeit zu erheben anfang, und wo der, welcher ein öffentlicher Redner werden wollte, sich dem Studio der Theologie widmen mußte, überhaupt von den Zeiten der christlichen Kanzelredner. In den Zeiten eines Demosthenes, Cicero und Quintilian, mochte die Deklamation, und als ein Theil derselben, — die Euphonie nicht so ge-

ring geachtet sein; als in den spätern Zeiten. Man findet vorzüglich beim Quintilian Beweise*), daß man damals die Schwierigkeiten der Deklamation, aber auch ihre Nothwendigkeit anerkannte. Eben so ehrte man diese wichtige Kunst bei den Griechen und machte aus ihr ein eignes Studium. Wie geschätzt waren ihre Rhapsodisten? welchen Plato gleiche Begeisterung, als den Dichtern zugesteht.

Will man die Kunst der Deklamation unter uns noch finden, so muß man sie grösstentheils auf dem Theater suchen, wo sie seit einiger Zeit zu einer beträchtlichen Vollkommenheit gediehen ist. Nur seit einigen Jahren hat man auch angefangen, diese Kunst mehr als einen wesentlichen Theil der Beredsamkeit und als ein Bedürfnis derselben anzusehen; da nach gerade einige grofse Männer auftraten, welche zeigten, wie viel man durch sie über das Herz des Menschen vermag.

Warum ist man aber nicht sorgfältiger bedacht, diese Kunst allgemein zu machen? Warum sucht man noch so wenig das Anwendbare derselben auf, um sie mit den Vorträgen auf der Kanzel zu

*) Quint. XI, 3.

verbinden? die Ursach liegt wohl theils in der Sache selbst, weil sie viele und frühzeitige Uebung erfordert, theils in dem Mangel des Unterrichts in dieser Kunst; theils auch in einigen noch vorhandenen Vorurtheilen, von denen etliche einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, andere aber, blofs angenommen worden sind, um etwas vorwenden zu können. Ich bestimme dieses Kapitel dazu, einige von diesen Vorurtheilen aufzustellen, und ihren Ungrund, so gut als möglich, zu beleuchten.

Das Wort Gottes hat schon an sich die Kraft den Menschen zu bessern.

Die ewigen Wahrheiten, welche in der Religion Jesu liegen, und welche sowohl a priori als a posteriori als solche erkannt werden müssen, behalten allerdings ihre überzeugende Kraft. Sie bleiben sich ihrer Natur nach immer gleich, ob sie von einem lallenden Kinde, oder von einem Manne, mit Würde gesagt werden. Ob aber diese Wahrheiten nicht anschaulicher werden? Ob sie nicht mehr und tiefer in das Herz des Zuhörers eindringen, und eher zu einer bleibenden Maxime des handelnden Menschen werden? wenn sie mit einem verhältnißmässigen Anstande

und in einem Tone gesagt werden, welcher die Wichtigkeit und die Theilnahme des Sprechenden anzeigt: dieß sind Fragen, welche näher erwogen zu werden verdienen.

Im gemeinen Leben, im alltäglichen Umgange mit den Menschen, werden oft die reinsten und lautersten Wahrheiten gesagt, welche aber nur gehört, nicht geprüft, durchdacht und angewendet werden. — Wahrheiten — welche selbst in der Lehre Jesu gegründet sind. Hiebei muß man einzig annehmen, daß der Grund von der größern oder geringern Aufnahme dieser Wahrheiten in der Person liegt, welche sie sagte; in den Umständen, welche dabei vorkamen; in der Zeit, wenn es geschah; und in der eignen Verfassung des Zuhörers im Betreff seines Körpers und seiner Seele.

Wenn ein Kind irgend eine Wahrheit sagt, so sieht man nicht sowohl auf die Wahrheit selbst, sondern vielmehr auf das Spiel des Witzes, welcher beim Kinde sich äußert, und auf das Benehmen, welches die Worte begleitet. Als einen Unterricht wird man sie schwerlich ansehen, es müßte denn sein, daß man sich vorgenommen hätte, auf alles zu achten, was und von wem es

gesagt würde, und zu seinem Vortheil anzuwenden. Sagt hingegen eben diese Wahrheit der ernste Mann, mit einem Tone, welcher zugleich ein Kreditiv der Wichtigkeit derselben ist, und mit einem Aeussern, wobei unser inneres ästhetisches Gefühl ein Verhältniss zu seiner Aussage findet, dann wird die Wirkung der Wahrheit gewiss ganz anders, weit lebhafter und eindringlicher sein, obgleich die Natur der Wahrheit selbst, die nämliche blieb, und die in ihr liegende Kraft der Ueberzeugung sich nicht änderte. Man setzt bei dem Manne stillschweigend voraus, dass er über die Wahrheit — schon lange — mit ruhigem Geiste nachgedacht habe, dass er sie bei seinem wiederholten Nachdenken, immer als dieselbe gefunden habe, und dass sie durch das Urtheil anderer denkender Männer zur untrüglichen Gewissheit erhoben worden ist. Um so mehr muss die Wahrheit dann Aufnahme finden, wenn man von dem Manne weiss, dass es ihm Beruf ist, Wahrheiten zu prüfen, und nach befundener Richtigkeit sie dem Menschen mittzutheilen. Alles dies hingegen fehlt bei dem Kinde, oder bei einer Person, in welcher kein starker Prüfungsgeist wohnt.

Umstände sind ebenfalls eine grössere oder geringere Veranlassung zur bessern Aufnahme einer gesagten Wahrheit, so wie die Zeit, in welcher sie gesagt wird. Bei gewissen Zusammenkünften, bei Gastmälern, Hochzeiten und andern Gelegenheiten, wo sich Menschen der Sinnlichkeit mehr überlassen, mit abstrakten Dingen ungern sich beschäftigen, und lieber alles *in concreto* sehen; da wird eine Wahrheit gewiß nicht den Eingang finden, als wenn der Mensch zu dem Zweck und in der Erwartung in Kirchen sich versammelt, Wahrheiten zu hören und aufzunehmen. Wenigstens wird die Wahrheit bloss oberflächlich bleiben, und sehr bald wieder verschwinden. Würde man aber der Wahrheit ihre überzeugende und bessernde Kraft um deswillen absprechen können, weil sie bei dieser und jener Gelegenheit nicht angenommen wurde? Ungerecht würde man gegen sie sein.

Endlich kommt es auch sehr auf die temporale Beschaffenheit an, in welcher Körper und Geist des Zuhörers ist. Bei körperlichen Leiden, bei Schmerz und Krankheit, wird die Wahrheit oft die größten Schwierigkeiten finden, in das Herz des Leidenden zu dringen. Soll sie ihren

Zweck erreichen, so muß sie in ~~verschiedenen~~ Formen vorgetragen werden, unter welchen vielleicht nur eine die Vermittelung wird, ihr den Weg zu eröffnen. Ich kann mich hiebei auf das Zeugniß des Predigers am Krankenbette berufen. Wie viele Gänge zu dem Leidenden sind umsonst! Wie viele Versuche, gerade diese Wahrheit, die ihm zu wissen nöthig ist, anschaulich zu machen — vergeblich! In der Natur der Wahrheit liegt dieß Hinderniß nicht, sondern in der körperlichen Beschaffenheit des Zuhörers.

Und bei heftiger Traurigkeit der Seele, bei überraschender Freude, und bei anderweitigen Eindrücken, welche die Seele erhalten hat, wird eine Wahrheit, die vielleicht gerade eine diesen Eindrücken entgegengesetzte Wirkung erzeugen soll, ihren Zweck verfehlen; ohnerachtet sie an überzeugender Kraft gleichhaltig bleibt. — Vielleicht nur einige Stunden früher gesagt, und sie that die gesegnetste Wirkung.

Ist dieß empirische Gewissheit, und streitet es nicht mit den Beobachtungen anderer, so folgt daraus, daß Euphonie der innern — bessernden und überzeugenden Kraft, welche in der Wahr-

heit liegt, auf keinen Fall schädlich sei, oder sich nicht mit ihr vereinigen lasse, die Wahrheit gewinnt sehr viel dabei. Der Prediger kann sich auf der Kanzel nicht nach der Beschaffenheit des Körpers und Geistes jedes einzelnen Individui richten, — es ist ihm unmöglich; sondern er muß sich die Hunderte, welche er vor sich hat, als einen sinnlichen Gegenstand denken, — als ein Ganzes, welchem er die vorzutragende Wahrheit möglichst anschaulich, faßlich und deutlich machen muß und will. Und eben dieß geschieht am sichersten durch Euphonie. Sie ist das größte Mittel, Wahrheiten, — auch den weniger Nachdenkenden, (und derer sind die meisten,) angenehm, annehmungswerth und reizend darzustellen — Wollte man nun aus Liebe zur Wahrheit, nicht gern dieses Mittel gebrauchen und anwenden?

Abwechselung und Modulation der Stimme, gehört nicht für die Kanzel, sondern bloß fürs Theater.

Wenn Abwechselung und Modulation der Stimme in den Kanzelvorträgen nicht sein dürfen, so hieß dieß beinahe eben so viel, als — sie dürften — nicht natürlich sein. Warum

legte der Schöpfer in die Sprachorgane des Menschen so viele Biegsamkeit? Warum gab er diesen Werkzeugen Fähigkeit, die Töne auf verschiedene Art hörbar werden zu lassen? — Wozu anders, als dafs der Mensch sein inneres Gefühl, seine Empfindungen, nach Maafsgaabe ihrer Stärke oder Schwäche, und die Wirkungen, welche äufsere Gegenstände auf ihn machen, mittheilen könnte; dafs er seine Vorstellungen und den Zustand seiner Seele so anschaulich zu machen im Stande sei, damit ein anderes ihm gleichgebildetes Wesen eben die Vorstellungen erhalten könne und Mitgefühl in ihm erweckt werde. — Sind nicht die Wörter aller vorhandenen Sprachen der Welt, gleichsam ein hörbares Bild von den Vorstellungen, welche der Erfinder bei den Gegenständen *in abstracto* und *concreto* sich machte, und welche dann durch den Gebrauch so oder anders artikulirt wurden?

Die Natur lehrt es dem Kinde, das jetzt auf dem Schoofse der Mutter sitzt, und durch gewisse Töne sein Liebkosen begleitet, dann, wenn es durch irgend etwas erschreckt und aus seinem vorigen Gefühl gerissen wird, in einen ängstlichen Ton überzugehen, welcher dem vorigen

ganz ungleich ist. Die Natur lehrt es ihm, auch die wiederhergestellte Ruhe des Gemüths, durch eine veränderte Stimme zu erkennen zu geben, welche wieder von jenen beiden Arten der Stimmanwendung abgeht.

Und diese Anweisung, welche die Natur selbst uns giebt, darf auch aus den Vorträgen eines Redners nicht verwiesen werden. Je mehr sie mit der Natur übereinkommen, je natürlicher sie sind, desto wirksamer werden sie sein; je weiter sie sich hingegen von der Natur entfernen und gleichsam widernatürlich sind, desto unfruchtbarer.

Aber auf der Kanzel??

Soll nicht auch hier der Mensch zum Menschen reden? Ist nicht Religion eine Sache, welche für den Menschen, so wie ihn die Natur mit Werkzeugen und Fähigkeiten und Sinnen begabt hat, da ist? Sorgte Jesus nicht liebevoll für das Menschengeschlecht, daß gerade seine Religion für jede Menschenorganisation, für jede Erdzone anwendbar sein könnte? — Ja, sie ist dem Menschen, als Menschen ganz angemessen, und also — muß auch sie natürlich vorgetragen werden; das heißt, nach Maafsgabe der Gefühle und

Empfindungen, welche sie in der Seele des Redners selbst erweckt.

Da aber eben diese Gefühle nur sanft sein können, wie ich schon im ersten Kapitel gezeigt habe, und die Religion jegliche Leidenschaft in ihre rechtmässigen Schranken setzt, oder sie ganz aufhebt; so ergiebt sich hieraus von selbst, daß die Deklamation des Theaters nicht ohne Einschränkung und Auswahl für die Kanzel anwendbar sei. Auf dem Theater erscheinen oft Menschen, wie sie sind, und nicht wie sie zufolge der Gesetze der Moralität sein sollen. Der Dichter nimmt die Charaktere aus der wirklichen Welt, und stellt mehrere Handlungen auf, die alle diesen Charakteren gemäfs sind, um sie desto mehr ins Licht zu setzen. Daher erscheint hier Leidenschaft im heftigsten Ausbruch, als Schwärmeri der Liebe, Menschenhafs, Geiz, Habsucht, Blutgier, Tücke, Falschheit; — und diese Charaktere sind alle mit solchen Farben gezeichnet, welche sie von andern sogleich unterscheiden. Der Akteur, durch welchen nun diese Charaktere getreu versinnlicht werden sollen, muß also auch seine Stimme nach dem Kolorit, welches einer von diesen Charakteren hat, abwechseln

lassen, um Stimme und Handlung in ein richtiges Verhältniß zur Darstellung des Karakters zu setzen.

Der Religionslehrer hingegen, kommt nie in den Fall, weil von ihm nicht gefordert wird, daß er Leidenschaften so lebhaft darstellen und versinnlichen soll, als der Akteur thun muß. Ihn leitet Klugheit in einem ruhigen Gange fort, und wenn er seinen Zuhörern die Natur des Lasters bekannt macht; so thut er dies im warnenden Tone des Lehrers, der ihnen nur darum das Laster bekannt macht, um sie davon abzuhalten. Liebe zu seinen Mitmenschen, Mitleid, Bedauern: — diese halten ihn in Schranken, und lassen ihn nur so weit in der sinnlichen Darstellung des Lasters gehen, als nöthig ist, die Zuhörer davor zu bewahren.

Deklamation ist also sowohl auf der Bühne als auf der Kanzel nothwendig, nur mit dem Unterschiede, daß das Obiekt, welches behandelt wird, dem Akteur mehrere Freiheit läßt; den Prediger hingegen in weissen Schranken hält; daher ich sie hier lieber Euphonie, im weitesten Sinne, nennen will.

Der Wohllaut oder die Deklamation auf der Kanzel ist Beweis der Neologie.

Ich bemerkte oben, daß einige dieser Vorurtheile nur darum von manchen Predigern angenommen und gesagt werden, damit sie etwas vorzuwenden hätten, wenn man Wohllaut und Harmonie der Stimme in ihren Vorträgen vermißt, — und ich glaube, daß man dieses Vorurtheil als einen solchen Vorwand ansehen könnte. Die Prämissen sind hier durchaus falsch. Wie will Euphonie, welche das Wesen der ächten Christuslehre, unsere eigne sinnliche Natur und überhaupt die Gesetze der Rhetorik fordern und nothwendig machen; — wie will diese ein Beweis sein, von irrigen Meinungen, von Verdrehung der Grundsätze, welche Jesus dem Menschengeschlecht zur Glückseligkeit gab, von schiefen Urtheilen und Schlüssen und überhaupt von einer Lehre, welche dem Menschen nachtheilig und schädlich ist? Man hat nämlich — wie bekannt, dem Worte Neologie, diese Begriffe untergelegt, in so fern man dasselbe auf die Religion, und zwar auf die, welche uns Christus lehrte, gleichsam isolirt angewendet hat.

Wäre Euphonie ein Kennzeichen einer falschen und der wahren Christusreligion widerspre-

ehenden Lehre; so müßte erwiesen werden, daß die reine Christuslehre, wie sie dann auch von den Aposteln angenommen, und — angewandt auf mehrere Fälle, dargestellt worden ist, durchaus Einförmigkeit und eine sich gleichbleibende Stimme verlange. Wir müßten zeigen, daß wir von dem großen Stifter unserer Religion oder von einem seiner Schüler irgend einen warnenden Wink erhalten hätten, den natürlich schönen Vortrag nicht mit dieser Lehre zu verbinden. Denn gewiß hätte er es gethan, damit wir an diesem Kennzeichen die falsche Lehre von der wahren unterscheiden und uns selbst in Acht nehmen könnten, nicht in den Fehler zu verfallen. Allein wir haben vielmehr in der Natur der Religion Jesu und in seinem Beispiel der höchsten Duldung und Sanftmuth, einen Wink, und ich kann wohl sagen — Befehl, daß wir natürlich schön (worin Euphonie eigentlich besteht,) bei dem Unterrichte der Lehre Jesu sprechen sollen.

Man kann annehmen, daß diejenigen, welche nur um deswillen sagen — Euphonie sei ein Beweis der Neologie, damit sich die Pflicht verliere, dieser wichtigen und schweren Kunst sich zu befleißigen, einen weit größern Tadel verdie-

nen, als die, bei welchen es wirklich bloßes Vorurtheil ist. Jene erkennen die Wahrheit und Richtigkeit der Sache, wollen aber diese Erkenntniß nicht kund werden lassen; vielleicht um nur ihrer Gemächlichkeit, ihrem Kaltsinn in der Religion und ihrem Hange nach andern Dingen, welche sie ihrem Amte vorziehen, länger fröhnen zu können; bei diesen hingegen setzte sich dieß Vorurtheil fest, weil sie in frühern Zeiten ihres Lebens, an monotonische Vorträge sich gewöhnten, weil sie aus blinder Anhänglichkeit an ihre Lehrer alles verwerfen und für unrecht erklären, was jene dafür hielten, oder wovon sie ihre Meinungen sagen vergessen hatten, — und endlich, weil sie vielleicht aus einem Eigendünkel, oder aus gewissen Rechthaberei gerade nur ihre Vorträge für die besten ansehen — schon einen Wohllaut zu besitzen glauben, und daher wahre Euphonie, ohne Untersuchung — für etwas schädliches, und der Religion nachtheiliges halten.

Billig aber, kann man von einem Manne erwarten, welchem es Beruf ist, über Wahrheiten nachzudenken, gewisse Vorschläge, welche gemacht werden, nicht geradehin zu verwerfen,

über Verbesserungen, welche das jetzige Zeitalter in Vortrag bringt, und mit dem auch er fortgehen muß, Betrachtungen anzustellen, sie zu prüfen, und dann nach langen unpartheiischen Hin- und Herdenken, entweder ganz als gut anzunehmen, oder doch einiges davon. Um so mehr muß man es von ihm erwarten, da er ja oft andern die Wahrheit sagt; *Was wahrhaftig ist und ehrbar, was gerecht, keusch und lieblich ist, was wohl lautet; ist etwa eine Tugend, ist etwa ein Lob, — dem denket nach!*

Eine euphonisch gehaltene Rede, ermüdet die Sprachorgane.

Es wird bei einem öffentlichen Redner vorausgesetzt, wie auch die Folge meines Versuchs näher bestimmen wird, daß er natürliche Anlage zur Beredsamkeit habe, wozu besonders auch, eine starke Brust und hinlänglicher Vorrath des Odems gehört. Fehlt ihm dieß, so sollte er es nicht wagen, Redner werden zu wollen. Bei alledem aber ist es durch Uebung möglich, einige nicht allzubeträchtliche Mängel und Schwächen der Natur zu verbessern, und die Sprachwerkzeuge dahin zu verstärken, daß man mit erforderlichem Wohllaut zu sprechen im Stande ist.

Allerdings muß es dem schwer ankommen, auch wenn er alle nöthigen Körperkräfte hat, welcher sich nie gewöhnte, ein zusammenhängendes Stück zu deklamiren; wenn er nun mit Eins einen Versuch machen soll; ein Etwas, welches zugleich beweist, daß man frühzeitig sich mit dieser Kunst bekannt machen müsse. Allein nur einige wiederholte Versuche, und — die Schwierigkeit ist gehoben.

Es ist freilich ein großer Unterschied, ein Stück bloß so zu lesen, daß die Worte nur hörbar werden, ohne auf ihren Sinn zu sehn, und ein anderes — mit der erforderlichen Abwechslung und Modulation der Stimme, den mit den Worten verbundenen Sinn möglichst anschaulich zu machen. Dieß greift die Sprachwerkzeuge allerdings mehr an, als jenes. Eben so wird eine Rede, welche eine Stunde lang eintönig hergesagt wird, weniger ermüden, als eine andere, welche euphonisch vorgetragen wird. Diese Erfahrung ist jedoch nicht hinreichend genug, die Nothwendigkeit des Wohllauts aufzuheben. Der Nutzen muß hier entscheiden, welcher aus einer isotonisch und euphonisch gehaltenen Predigt entspringt, und dieser Nutzen ist sicher auf Seiten der Euphonie.

nie. Um daher diese Kunst anzuwenden, ohne dabei entkräftet zu werden, sondern bis zum Ende der Predigt gleiche Kräfte zu behalten, wäre es wohl rathsam, die Vorträge in keine allzu grofse und unnöthige Länge zu dehnen. Es hat dann nicht sowohl für den Prediger den schon erwähnten Nutzen, sondern den eben so grofsen und vielleicht noch gröfsern — für den Zuhörer; dafs er die wohl vorgetragenen Wahrheiten glücklich und fruchtbar übersehen und fassen kann; da er bis zum Ende der Predigt volle Seelenkräfte behielt und gleichsam noch Hunger nach mehrerm Genusse fühlte. Weit kleinere Vorthelle, ja vielleicht gar eine schädliche Wirkung, mufs im Gegentheil eine im Einerlei gesagte erzeugen, welche länger als eine Stunde ist, die sich vielleicht noch über ein und eine halbe Stunde ausdehnt, und wobei — weder das Herz des Lehrers noch des Zuhörers ist. Eine solche lange Predigt mufs ohnstreitig eben so und noch mehr die Sprachorgane ermüden, als eine andere von drei Viertelstunden, die mit einer edeln, zweckmäfsigen und abwechselnden Stimme vorgetragen wurde.

Und wie vielmehr mufs ein Vortrag entkräften, welcher durchgängig aus übermäfsig lauten

und schreienden Tönen besteht; wo ein tiefer rauher Ton, schnell ohne Uebergang in einen hohen, eben so starken Diskantton sich verliert und so im Gegentheil? Ein Vortrag, — wo vielleicht durch persönliche Beleidigungen, Leidenschaften erregt wurden, welche sich dann in den widrigsten und stärksten Tönen äußern? Mit welcher Entkräftung hört man manchen Prediger die Gebete nach Endigung seines Vortrags vorlesen, weil er mit allzu großer unnöthiger Anstrengung der Sprachwerkzeuge, seine hastigen Töne in dem Kirchengewölbe sich kreuzen liefs, und ihm nun zu dem noch übrigen angewiesenen Verrichtungen eine unverständliche Heiserkeit übrig bleibt.

Euphonie verlangt eine solche heftige Anstrengung nicht, denn sie ist die Sprache der Natur, geleitet durch die Gefühle der Religion. Durch sie ist der Redner im Stande, ohne heftige Anstrengung der Organe allgemein verständlich zu sein und zugleich unterrichtender, überzeugender und rührender zu werden. Sie trägt die Spuren eines warmen Herzens, das Liebe für die Brüder, Mitleid und Bedauern in sich vereinigt, aber eben so starke unverkennbare Zeichen, des

christlichen Frohsinns, der Gottergebenheit, des getrosten ruhigen Blicks auf die Tage der Zukunft in dieser und einer andern Welt.

Der gemeine Mann und der Bauer versteht nichts von der Euphonie.

Da Wohllaut ein durchaus wesentlicher Theil der Beredsamkeit ist, und da ohne denselben ihre Wirkung um die Hälfte sinkt; so ist und bleibt eine Rede, welcher dieser Theil der Beredsamkeit fehlt, eine unvollkommene, wenn man auch nicht auf die sieht, welche sie anhören. Beurtheilt man aber die Rede mit Beziehung auf alle diejenigen, welche Theil an derselben nehmen sollen, und um welcher willen sie gehalten wird, so wird dann das Urtheil über sie noch weit nachtheiliger werden, je mehr dieß nöthige Erforderniß — die Euphonie derselben fehlt.

Der Redner ist es als Mensch — dem Menschen schuldig, nach Anleitung der Natur überhaupt, durch Deklamation auf seine Sinne zu wirken. Er muß daher den richtigen Begriff haben, wie er als Redner den Menschen behandeln soll, und darf dem Menschen nicht mehr und nicht weniger zutrauen. Er muß ihn lassen, wie

er ist. Hieraus folgt, daß er weder seine Sinne zu sehr beschäftigen darf, noch zu wenig. Geschieht das erste, sucht er durch allzu heftiges Steigen und Fallen der Stimme, durch allzu rasche Bewegung der Arme und überhaupt seines ganzen Körpers und durch allzu ausdrucksvolle Mienen — die Sinne seiner Zuhörer gleichsam zu berauschen: so wird er ihnen die ruhige Aufnahme der Wahrheiten, die er vorträgt, entziehen. Der Zuhörer wird von außen zu stark angegriffen, als daß sein Ideengang nicht zerrissen werden sollte. Er kann dem Redner mit seinem Nachdenken nicht folgen: seine Seele wird von einzelnen Gedanken und Bildern zu sehr befaßt. Geschieht das letzte, läßt es der Redner zu sehr an sinnlicher Darstellung des Inhalts seiner Rede fehlen, bleibt sein Ton im beständigen Einerlei, ist sein Körper unbeweglich und seine Miene immer dieselbe: so erhält der Zuhörer vermittelt der Sinne zu wenig von dem, womit sich seine Seele beschäftigen soll. Sein Vorstellungsvermögen hat nicht Nahrung genug, und daher geht er entweder in völlige Unthätigkeit über, oder er sucht durch anderweitige sinnliche Darstellung *in abstracto* und

concreto einen Ersatz für das, was ihm bei dem Vortrage des Redners entgeht.

Will daher der Redner weder das eine noch das andere; sondern will er den richtigsten Weg wählen, seinen Entzwek zu erreichen, so muß er den weisen Mittelweg nehmen. Und dieß ist in allen Volksversammlungen, so wie sie in unsern Zeiten der christliche Religionsredner vor sich hat, zu beobachten. Sie sind allgemein so beschaffen, daß sie nicht aus lauter solchen Gliedern bestehen, welche mehr sinnlich als zum Nachdenken aufgelegt sind, oder mehr Körper als Geist besitzen; noch aus lauter solchen, welche unabhängiger von der Sinnlichkeit sind, und fähiger, sich ungestört mit abstrakten Gegenständen zu beschäftigen.

Auf diese Weise findet man den Ungrund des obigen Vorurtheils, welches sich am meisten auf Dorfgemeinen bezieht. Auch auf dem Lande bestehn die gottesdienstlichen Versammlungen nicht aus lauter solchen Menschen, die sich einander an Fähigkeiten gleich sind. Auch hier herrscht Verschiedenheit. Will man aber annehmen, daß man solche Versammlungen findet, wo alle einander gleich sind, wo

sie alle einen hohen Grad der Sinnlichkeit haben; (welches man am ersten bei Dorfgemeinen annehmen müßte,) so ist es um so mehr die Pflicht eines Predigers, durch diese Sinnlichkeit auf das Herz des Zuhörers zu wirken. Und die Erfahrung lehrt und bestätigt es, wie sehr auch der gemeine Mann, der Bauer auf dem Lande, den grossen Unterschied fühlt und empfindet, welcher zwischen einem monotonschen, kakophonischen und euphonischen Vortrage ist. Er fühlt, daß die Wahrheit durch Euphonie seinen Herzen eindringlicher ist, ohne angeben zu können, worin die Mittelursach eigentlich bestand. Er urtheilt vielleicht auf die Art von einem wohllautenden Vortrage, daß er spricht: *„Er kann's einem recht ans Herz legen; oder: — es kam von Herzen und gieng auch wieder zu Herzen.“*

Gerade dem, welcher am wenigsten mit Nachdenken sich beschäftigt, wie dieß der Fall bei dem grössten Theile der Menschen ist, — gerade diesem muß die Wahrheit mit Euphonie dargelegt werden. Denn ob er gleich nicht genau sagen kann, was dem Vortrage fehlte oder nicht fehlte: so kennt er doch den

Unterschied der Vorträge, aus den Wirkungen,
welche er bei sich wahrnimmt. Irrthum ist es
daher, wenn man sagt, daß der gemeine Mann
nichts davon versteht.

Drittes Kapitel.

Bisherige und grösstentheils noch fortwährende Hindernisse der Euphonie.

Es ist gewiss ein sehr grosser und edler Zweck des menschlichen Lebens, sich dahin zu vervollkommen, um einst ein Werkzeug zur Bildung des Menschengeschlechts werden zu können. Die Lehrer der christlichen Religion sind solche Werkzeuge; es ist daher ein sehr edler Entschluss, diesen Stand zu wählen, und in ihm als Mensch — dem Menschen brauchbar zu werden. Eben aus dieser Ursach sollten geringfügige Dinge nicht mitwirken, diesen Entschluss zu fassen; wenn nicht wichtige Veranlassungen und Gründe da sind. Der blofse Wunsch einer Mutter, aus diesem und jenem Grunde, ihren Sohn als Prediger zu sehn; der Gedanke — als Prediger bequemer leben zu können; der Einfall, es müsse doch wohl einer von der Familie auch Theologie studiren; Der Gedanke, weil der Vater ein Geistlicher ist, so muss der Sohn auch ein Geistlicher werden; —

alle diese und ähnliche Motive sind viel zu gering, als daß um ihrentwillen ein Mensch sich entschließen sollte, dem großen Zweck entgegen zu arbeiten und ein christlicher Volkslehrer zu werden. Die Wichtigkeit dieses Standes, besonders wegen seines großen Einflusses auf das Wohl der Menschheit, die Schwierigkeiten desselben seine Unannehmlichkeiten sowohl als seine Freuden, die erforderliche mehr oder weniger beschränkte Thätigkeit, Heiterkeit der Seele und im Gegentheil Unruhe; — diese Gegenstände alle müssen wohl durchdacht, urgirt und mit dem Karakter, mit den körperlichen und geistigen Eigenschaften dessen, der Prediger zu werden gedacht, wohl abgewogen werden; ob sie gegenseitig im richtigen Verhältnisse stehn, und ob der nothwendige innere Beruf zu diesem Stande nicht fehle.

Diese Prüfungen aber werden sehr häufig unterlassen. Der, welchen unter den Söhnen eines Hauses gleichsam das Loos trift, zu studiren, der studirt, ohne daß man die Frage aufwirft: — *Ist er auch fähig dazu?* O wie viele Ursachen und Beweggründe könnte ich hier aufstellen, welche diesen und jenen, Armen oder

Reichen, vom Lande oder aus der Stadt, veranlassen zu studiren! Höchst selten wird dieß Motiv bei einem jungen Studirenden gefunden werden: — Ich will studiren, um als ein an Verstand und Herzen gebildeter Mann zum Wohl der Menschheit nach Möglichkeit beizutragen. Und — einem Unerfahrenen, welcher Welt und Menschenverhältnisse noch nicht kennt, welchem der Wirkungskreis eines Religionslehrers unbekannt ist; einem solchen ist es nicht zu verargen, wenn er — bloß durch das Aeussere verleitet, einen Entschluß faßt, den er vielleicht in der Folge bereut, wenn er zum Nachdenken gelangt und das Feld ausgedehnt vor sich sieht, welches er zu bearbeiten hat. Weit mehrere Schuld haben diejenigen auf sich, welche es wissen, wie viel Kräfte erforderlich sind, um in dem und jenem Stande thätig sein zu können; denen es vielleicht pflichtmässig obliegt, dem unerfahrenen Jünglinge zu rathen, und seinem Vorsatze nach Maaßgabe seiner natürlichen Fähigkeiten eine andre vortheilhaftere Richtung zu geben, aber gleichwohl oft aus gewissen Privatsachen, den Jüngling bei seinem gefaßten Entschlusse lassen. Wenn auch Gerechtigkeit es nicht verlangt, daß ein Mann, welcher mit dem Menschenleben bereits während

einer langen Reihe von Jahren bekannt worden ist, dem einen Fingerzeig gäbe, der in die Welt treten, und sich deswegen Rathes bei ihm erholen will: so fordert es doch Billigkeit und Menschenliebe, ihm die lautere Wahrheit zu sagen.

So gehn viele im blinden Wahne jenem erhabenen Ziele entgegen. Kommt nach gerade der Zeitpunkt, wo sie mit der Wichtigkeit des Berufs eines Religionslehrers näher bekannt werden, wo sie zu zweifeln anfangen, verschiedene Meinungen für und wider, gegen einander halten, und darüber nachdenken; so entsteht bei ihnen nicht selten entweder eine Muthlosigkeit und ein Bereuen des gethanen Schritts, oder ein Leichtsinn, der selbst über die Erinnerungen ihres Gewissens sie hinwegsetzt. Auf keinem Fall werden sie die brauchbaren Werkzeuge werden, welche der Geist des Christenthums verlangt. Sie besuchen Hörsäle auf Akademien, wo sie bloß solche Wissenschaften hören, vermittelt welchen sie in der Folge, brauchbar zu sein, scheinen können. Haben sie diese ihrem Gedächtnisse einverleibt, und sind die — zur Betreibung dieser Wissenschaften gewöhnlich anberaumten Jahre

verflossen: so haben sie den Cursum beendigt und sind — fertig; oder andrer Kenntnisse ferner nicht bedürftig.

Fertig?? Eigentlich nicht. Denn — welches Menschenleben reicht zu, aufzuhören im Guten, in der Vervollkommnung seiner selbst, in der Absonderung des Irrthums und der Wahrheit, in der Erkenntniß des menschlichen Herzens und in der richtigen Anwendung der Wahrheiten unserer Religion auf alle Fälle des menschlichen Lebens? Hier heißt fertig sein, nur so viel als — dasjenige wissen, dessen man bedarf, um ins Amt kommen zu können, und unterm Namen eines Dieners der Religion, seinen Unterhalt zu finden, bis ans Ende des Lebens.

Für die praktische Amtsführung ist noch sehr wenig gesorgt, welche jedoch jedem Individuo das Vorzüglichste sein sollte, und welche zu wissen — jeder, der den besondern Zweck vor sich hat, Religionslehrer zu werden, der Menschheit schuldig ist. Ich will mich jetzt nicht darauf einlassen, daß ein solcher durchaus dahin sehen müsse, daß sein Leben mit denen einst vorzutragenden Wahrheiten nicht kontrastire, damit er von der Vortreflichkeit der Lehre Jesu

a posteriori — aus eigener Erfahrung sprechen könne; ich will nicht von der beständigen Aufmerksamkeit auf sich selbst und von der Beherrschung seiner Leidenschaften; nicht davon reden, daß er vor allen andern dahin trachten müsse, mit der Gottheit und dem Menschen nach Anweisung der Religion im möglichst richtigen Verhältnisse zu stehen: sondern will nur das in Erwägung bringen, daß er, ehe er ins Amt kommt, dahin zu sehen habe, wie er die Wahrheiten, nach den verschiedenen Charakteren der Menschen anschaulich machen könne, um dadurch das menschliche Herz zur Aufnahme derselben wirklicher und zur zweckmäßigen Anwendung aufs wirkliche Leben folgsamer zu machen*).

Füglich nehme ich hiebei Hinsicht auf Euphonie in den Kanzelvorträgen, welche der Lehrer der Religion zur sinnlichen Darstellung nicht entbehren kann, und welche, wenn sie vollkommen sein soll, eine lange Uebung voraussetzt, und ein genaues Studium des Menschen, nach seinen

*) Für die Herzensbildung der Studirenden haben bereits viele Männer hinlänglich durch ihre Schriften gesorgt. Wie viel köstliches liegt nicht in: — Nösselts Anweisung zur Bildung angehender Theologen?

Kräften und Fähigkeiten; nach seinen Begierden und Wünschen; nach seinem Erkenntnißvermögen und seiner Beurtheilungskraft in verschiedenen Lagen und Verhältnissen des Lebens und nach seiner Art zu handeln. Es wäre daher löblich und sehr zu wünschen, wenn der Beobachtungsgeist derer, die sich der praktischen Theologie widmen, reger wäre; wenn sie die Menschen nicht so ansähen, als wären sie außer ihrem Gesichtskreise, und wenn sie sich selbst, da sie sich die nächsten sind, genauer studirten.

So lange eigne Bildung und Studium des Menschen nicht mit den übrigen Wissenschaften verbunden und als Bedürfnisse eines Religionslehrers angesehen werden, so lange wird auch Wohllaut auf der Kanzel ein Hinderniß finden, sich zu verbreiten. Nur dann wird die Stimme des Predigers zweckmäßiger werden, wenn er sich und seine Zuhörer kennt. Sie wird dann unterrichtend, warnend, mitleidig, bescheiden, tröstend, beruhigend.

Ein anderes mit diesem verwandtes Hinderniß ist die Armuth, und ich möchte wohl sa-

gen, die drückende Armuth vieler, welche Theologie studiren. Man wird nur wenige finden, welche eignes Vermögen haben, und dieß auf das Studium der gesammten Theologie verwenden. Wer nur ein mäßiges Vermögen hat, wählt gemeiniglich das Studium der Rechte, oder wird Arzt; so daß man größtentheils vom Theologen voraussetzen kann, er sei ohne eignes Vermögen.

Gleichwohl verlangt das Studium der Theologie, oder bestimmter, die Vorbereitung des Religionslehrers zu seinem künftigen Amte, einen ruhigen, heitern, freien Geist, welcher nicht unterm Joch der Sorgen steht. Der Theolog sollte so viel Eigenes haben, daß er nicht erst neben seinem Studio sich gezwungen sähe, andere Arbeiten zu treiben, um seinen Unterhalt sich zu erwerben und die Absichten zu erreichen, mit denen er die Universität bezog. Er aber sieht sich genöthigt einen grossen Theil der Zeit andern Geschäften zu widmen, welche vielleicht nicht die geringste Aehnlichkeit mit denen haben, die er als Theolog betreiben muß und seiner Bestimmung gemäß sind. Wie viel entgeht ihm daher nicht von den Jahren, die er zu seinem theo-

logischen Studio bestimmen kann? Sind sie verflossen, so muß er sich freuen, daß sie vorüber sind, ohne sich zu freuen, daß er sie ganz zweckmässig hat benützen können. Mit vielen zur Bildung eines Religionslehrers nöthigen Dingen konnte er sich nur wenig und oberflächlich — vielleicht gar nicht beschäftigen. Studium der deutschen Sprache, Menschenkenntniß, Bildung seiner selbst — wesentliche Erfordernisse der Kanzelberedsamkeit, diese zu vernachlässigen, sah er sich gleichsam gezwungen, aus Mangel an Vermögen und an den Mitteln, wodurch er sie hätte erlangen können.

Und gesetzt, es sei ihm möglich einige Zeit auf die Bildung der deutschen Sprache und auf Euphonie zu wenden: so weiß er sehr oft nicht, daß ihm dies Bedürfnis ist. Er wurde vielleicht von armen Eltern auf dem Lande geboren, welche in seiner ersten Erziehung nicht planmässig ihn behandelten. Er lernte von ihnen eine rohe Sprache, welche er nur mühsam durch sich selbst in eine mittelmässig deutliche verwandelt, wenn er auf die Schule kommt. Ihm fehlt die moralische Bildung, welche ihm ein ästhetisches Gefühl geben könnte, und welche er auf Schulen, und
in

in der Folge auch auf Universitäten sehr selten erlangt, weil darauf keine — oder doch sehr wenig Hinsicht genommen wird. Sein Umgang, welcher ihm unvermerkt ein Lehrmeister sein könnte, — dieser ist nicht nur an denen zur Bildung nöthigen Eigenschaften sehr arm, sondern vielleicht gar so beschaffen, daß er ihn auf einem gewissen Grade der Unsittlichkeit bevestigt und erhält. Meistentheils halten solche Personen nur sich selbst für diejenigen, mit denen sie umgehen können; andere gebildete Personen sehen sie an, als wären sie außer ihrer menschlichen Sphäre. Alles das nun, was sie von ihnen zu ihrer Bildung annehmen könnten, halten sie theils für unbrauchbar und dem Zirkel, in welchem sie leben, nicht angemessen, theils glauben sie bei der Aufnahme besserer Sitten und eines gereinigtern Geschmacks, einen großen Theil ihres vorliegenden Glücks zu verlieren und fürchten daher diese Bildung als eine Beschränkung ihrer menschlichen Rechte und Freiheiten. Nachgerade gewöhnen sie sich so an dieß Benehmen, daß sie den Mangel der Bildung an sich selbst nicht mehr bemerken.

Man darf sich daher nicht wundern, daß das Betragen vieler Studirenden wenig empfehlen-

des hat, weil sie grösstentheils nur unter sich leben und die Gesellschaft gebildeter Personen entbehren. Bemüht sich auch dieser und jener einen Umgang mit Personen von höherer Sittlichkeit zu erhalten: so wird er selten Eingang finden, zumal wenn seine Sitten noch gar zu rauh sind. Man sucht ihn so viel wie möglich zu vermeiden: wiewohl es löblicher wäre, durch Beispiel seinem Wunsche Genüge zu leisten und nachsichtig zu sein, bei öftern Versündigungen gegen das sittlich Schöne.

Diejenigen nun, welche das Bedürfnis nicht fühlen, als Religionslehrer möglichst vollkommen zu sein; diese bringen den Grad der Sittlichkeit, auf welchen sie sich selbst geholfen haben, mit sich ins Amt und auf die Kanzel: und nun kann man nicht leicht glauben, daß sie noch einer Bildung im sittlich Schönen fähig wären; im Gegentheil hat die Erfahrung gelehrt, daß sehr viele in ihrer Bildung zurückgekommen sind. Man findet, daß sie im gemeinen Leben, im Umgange mit Menschen und ins besondere mit ihrer Gemeinde — nicht selten den guten Geschmack beleidigen und eben so geschmacklos auf der Kanzel sind. Ein trockner, widriger, einförmiger oder schreiender,

mit einem Wort ein kakophonischer Ton ist unzertrennlich mit ihrem Vortrage verbunden. Unzertrennlich — weil sie nun den Zweck erreicht haben, welchen ihr bisheriges Studiren beabsichtigte, — — sie haben nämlich ihren Unterhalt; weil ihnen, als Männern im Amte, nun noch weniger jemand etwas über ihren Vortrag sagen wird, — und weil sie ihre Sprachorgane durch den unrichtigen Gebrauch nach und nach verhärten und so unbiegsam werden, daß sie zu einem schönern und richtigern untauglich sind.

Wie viel mehr Gutes würden sie im entgegengesetzten Falle, an den Hunderten, die sie unterrichten sollen, stiften! Und wie viel entbehrt eine solche Gemeinde in der Reihe der Jahre, während welcher sie von einem solchen Führer geleitet wird!

Ein drittes Hinderniß der Euphonie ist: — blinde Vorliebe für Lehrer, und Nachahmung einzelner Beispiele, ohne unpartheiische Prüfung.

Es ist der Billigkeit gemäß, daß öffentliche Lehrer von denen, welche sie hören, geschätzt und geliebt werden. Und da ich hier mich be-

sonders auf die Lehrer der Universitäten beziehe, wo der künftige Religionslehrer Anweisung erhält, so verdienen solche Lehrer um so mehr Achtung und Liebe, in Beziehung der wichtigen und unentbehrlichen Wissenschaften, die sie lehren, ohne welche der künftige Religionslehrer unbrauchbar bleiben würde; da sie die Religion im Lichte darstellen. Jede Arbeit, besonders die, welche eine große Wirkung zur Folge hat, verdient Belohnung, und diese Belohnung kann mit Recht der Lehrer fordern, der sich solcher Arbeiten unterzieht, und der von der Wichtigkeit seiner Arbeiten überzeugt sein kann. Die allgemeinste Belohnung aber, welche er mit Recht erwarten kann, ist Achtung und Liebe für seine Lehren sowohl, als für sich selbst.

Liebe und Achtung für den Lehrer muß aber auch um des Zuhörers willen da sein. Ohne Liebe werden seine Lehren wenig Eingang finden, man nimmt sie nicht mit Begierde auf, man ist bald gesättigt, und sehnt sich nicht nach mehrerem und fortgesetztem Unterricht. Ueberzeugt man sich auch von der Wahrheit einzelner Lehrsätze, so schwächt sich doch die Ueberzeugung, wenn Liebe und Achtung für den Lehrer fehlt. Allein die Liebe muß sich nicht bis zu dem

Grade erheben, daß daraus blinde Vorliebe und Anhänglichkeit entsteht. Sie muß nie so weit gehen, daß man nur die Lehren seines Mundes für die allein wahren hält und jede andere Wahrheit um deswillen verwirft, und für unrichtig erklärt, weil ein anderer sie sagte. Unpartheiisch mit kalter Vernunft müssen seine Lehren mit den Lehren anderer abgewogen und geprüft werden, und dann muß erst, der Natur der Wahrheit gemäß — und zufolge ihrer größern überzeugenden Kraft das Resultat folgen. Die Liebe darf nicht eine solche Sicherheit und Anhänglichkeit an alles, was gerade dieser Lehrer sagt, nach sich ziehn; daß man nicht den Ursachen nachforschen sollte, warum dieses und jenes als Wahrheit von ihm angenommen und vestgesetzt wurde. Die Vernunft muß ungebunden bleiben, daß sie auch die Wirkungen, welche die Lehrensätze erzeugten, genau betrachten kann, ob sie vielleicht nicht heterogen und der Lehre widersprechend sein. Auch der Lehrer ist Mensch. Auch er, gesetzt, daß er den möglichsten Grad der Vollkommenheit zu erreichen sich bemühte, kann in einzelnen Dingen fehlen, und diese einzelnen Irrungen dürfen nicht um des andern Guten willen, übergangen, noch vielweniger, ange-

nommen werden. Trägt er mehrere Wissenschaften vor, so muß blinde Vorliebe nie die Prüfungen schwächen, welche man anstellen muß, ob und in welchem Fache der Gelehrsamkeit er weniger stark ist. Es kann ja z. B. ein öffentlicher Lehrer vollkommen sein in Absicht des Inhalts seiner Vorträge auf dem Katheder, und im Gegentheil auf der Kanzel wegen Mangel der Naturgaben, weniger brauchbar und nachahmungswerth.

Wie weit aber hat nicht schon blinde Anhänglichkeit an den Lehrer verführt? Kindische Kleinigkeiten sogar, welche sich in das Leben einzelner Männer einschlichen, und gerade bei ihnen viel zu klein waren, als daß sie das weit überwiegendere Gute und Schöne an ihnen hätten verdunkeln sollen; — sogar diese hat blinde Vorliebe aufgenommen und getreu — ja vielleicht übertrieben — nachgeahmt. Ist denn ein grosser Mann in allem gleich groß und werden die Fehler, welche wir als solche bei andern bemerken, nicht immer die nämlichen bleiben, wenn auch dieser grosse Mann sie begeht? Uebergeht man bei ihm einzelne Fehler, seiner übrigen grossen Eigenschaften wegen, so denke man sie

sich nur bei andern, — und sie werden uns dann gewifs mehr auffallen.

Wie sehr leicht diese blinde Vorliebe entsteht, beweist die Erfahrung eben so klar, als ihre grossen Wirkungen. Man würde es sich aufserdem nicht erklären können, wie es komme, daß manche sehr sichtbare — doch immer nur kleine Fehler berühmter Männer, von andern mit der größten Genauigkeit sogleich nachgethan werden. Es ist oft, als hielte man dafür, daß diese Fehler mit der Grösse des Mannes verbunden sein müßten, daß sie *conditio sine qua non* wären, und daß man im Geizen nach dieser Grösse, auch ihre Fehler annehmen müsse.

Die Ursach, warum man behutsam und unpartheiisch bei der Nachahmung unserer Lehrer sein muß, liegt nicht tief. Ihre Fehler können nämlich an uns weit eher sichtbar werden, da wir nicht all' das übrige Gute, und die andern hervorstehenden Eigenschaften haben, welche sie besitzen. Uns können ihre Fehler weit mehr in unserm Wirkungskreise hindern, als sie, und sehr leicht können wir durch blinde Nachahmung unserer Lehrer, weit mehr Nachtheile als Vortheile uns zuziehn. Sollte daher etwa folgender Sophism zur Aufnahme ihrer Fehler

mitwirken; dafs, da sie bei ihren Eigenheiten und Fehlern so viel Gutes bewirkt und hervorgebracht hätten, auch wir diese Absichten erreichen würden, — so müssen wir ihn sogleich seiner Unrichtigkeit wegen aufheben und; ferner nicht behalten.

Aehnliche Behutsamkeit und Unpartheilichkeit mufs bei uns statt finden, wenn wir wirklich musterhafte und grofse Kanzelredner hören, von denen nicht nur der allgemeine Ruf, sondern zugleich unsere Avtopsie das einstimmige Urtheil fällen, dafs sie Nachahmung verdienen. Irren würden wir, wenn wir ihr Beispiel uns einzig ohne vorhergegangene Prüfung, zur Nachahmung aufstellen; denn es ist nothwendig, dafs wir sehen, ob ihr Vortrag, nur ihnen, zufolge ihrer moralischen und physischen Kräfte, eigen ist. Sie können eine solche Stärke des Geistes besitzen, die wir bei aller Anstrengung dennoch zu erreichen, nicht im Stande sind, eine Stärke, welche mit ihrem äufsern Vortrage ein glückliches Ganze erzeugt. Wollten wir nun geradehin ihr Aeufseres pünktlich zu dem unsrigen machen, ohne unsern Vorträgen den innern Gehalt geben zu können, so würde bei uns — die Bekleidung sich nicht zum Körper schicken. Im Gegentheil hätte man

viel Geistesgaben, und wäre man im Stande diese Beispiele darin zu erreichen, daß unsere Vorträge den ihrigen an innerm Gehalt gleich kämen; — man hätte aber nicht die Kräfte des Körpers, nicht die empfehlende Bildung, nicht die sonorisches Sprache als sie; so würde unser Vortrag verlieren, und unnatürlich werden, wenn wir ihre Töne, ihre Stellung, Mienen und Aktion nachahmen wollten.

Ueberhaupt giebt es viele besondere Ursachen, welche den Ruf dieses und jenes Mannes erheben, ohne daß er deswegen nachahmungswerth ist. Es kann sein Alter, oder die Schwäche seines Körpers seinem Vortrage eine Würde geben, welche dem jungen Manne unnachahmlich ist. Das Tiefe und Hohle seiner Stimme, in dem Grade, als es bei ihm hörbar wird, steht vielleicht bei ihm mit dem Uebrigen in einem sehr guten Verhältniß; wenn aber der junge Mann, der von Natur im Tenor spricht, auch in diesen tiefen Tönen sprechen will, welche mit seinem Haupttone nicht vereinbar sind, so wird es bei ihm widrig und unangenehm, man hört sogleich das Widernatürliche.

Noch ist zu bemerken, daß man, über die Beschaffenheit des Auditorii eines Redners, den

man nachahmen will,¹ nachdenken muß. Hat ein solcher Mann ein Auditorium, welches größtentheils aus Gelehrten, oder doch sonst aus gebildeten Personen besteht, die zum Nachdenken aufgelegt sind: so würde es nicht rathsam sein, wenn man ohne Einschränkung, ohne Maaßgabe des Lokalen seinen Vortrag sogleich bei einem vermischten Auditorio gebrauchen wollte; und noch viel weniger, wenn es größtentheils aus solchen besteht, die sich nie mit dem Nachdenken beschäftigen, wohin ich besonders Landleute rechne. Der Redner vor einer solchen Versammlung muß die Wahrheiten völlig entwickeln, und darf dem Zuhörer nichts übrig lassen, was er selbst noch durchdenken und prüfen soll, wobei man vielleicht besorgen müßte, daß sein Nachdenken eine falsche Richtung nähme. Sein Ton darf also auch nicht geheimnißvoll sein, sondern offen, nach Art des Erzählenden.

Ich habe bisher in diesem Kapitel von solchen Hindernissen geredet, die sich bei denen finden, welche künftig Religionslehrer werden wollen. Jetzt will ich nun noch einiger geden-

ken, welche diejenigen treffen, die schon in Aemtern sind, und vielleicht das Bedürfnis des Wohllauts auf der Kanzel fühlen. Dahin gehört wohl ohnstreitig vor allen andern, daß —

Der Prediger auf dem Lande — immer nur sich selbst hört.

In einigen Gegenden hat man die vortheilhaften Anstalten getroffen, daß Predigerversammlungen in der Hinsicht gehalten werden, um über Pastoralia, über weise Amtsführung, über vorzunehmende Verbesserungen und dergleichen zu sprechen. So hat man auch angefangen Prediger-Seminaria zu errichten, wo, bei den anzustellenden Uebungen der Mitglieder, besonders auch auf Aktion — und Stimme gesehen wird.*) In die-

*) Im Dessauischen werden, bei der huldreichsten Unterstützung des Landesfürsten — alle vier oder sechs Wochen in jedem Kreise Predigerversammlungen angestellt, und außer diesen alljährig eine allgemeine, welche die *Kultur des Geistes*, zur Besorgung der Amtspflichten zum Zweck haben.

Zu Greiz ist durch ein fürstliches an das Consistorium ergangenes Rescript unterm 15 Jan. 1793. die Errichtung eines Prediger- und Schulmeister-Seminariums verfügt und bestätigt worden. Unter denen für das erste bestimmten Gesetzen heißt es im achten Art. Bei der Beurtheilung der Predigten soll — „auch auf Stimme und Aktion des Predigers Rücksicht genommen werden.“

sen Gegenden kann der Mängel der Euphonie nicht so groß sein, wenigstens wird er immer mehr und mehr geschwächt, weil über das Äußere und Innere des Vortrags dieser und jener seine Meinung sagen kann; oder ein Erfahrner Regeln für den äußern Vortrag angiebt. Man ist aufmerksamer auf sich und andere, fühlt Bedürfnisse, und setzt sich gewisse Regeln vest, wornach man seinen Vortrag zu verbessern sucht.

Auch sind an einigen Orten Inspektoren zu der Absicht angestellt, daß sie die Vorträge der Geistlichen besuchen und die vorfallenden Fehler rügen. Sind diese Inspektoren ihrer Pflicht getreu und sachkundige Männer, so kann daraus ein großer Vortheil für die Prediger erwachsen, wenn sie anders für die brüderlichen Vorstellungen, die man ihnen giebt, Sinn haben, und nicht sich selbst als fehlerlos betrachten; welches man wohl von Männern nicht erwarten darf, die über die Irrungen und Schwächen der Menschen und also auch — über ihre eignen, nachzudenken verbunden sind.

Größtentheils aber sind die Prediger auf dem Lande sich selbst überlassen. Sie sind entfernt von Städten, und vielleicht auch entfernt von

ihren Amtsbrüdern', welche sie nur dann und wann auf flüchtige Stunden besuchen können, wo sich freilich ihre Unterhaltungen nicht leicht bis dahin erstrecken, daß sie über den äußern Vortrag ihrer Predigten sich besprächen. Und wollten sie es auch, so kennen sie einander hierin nicht, und wissen weder das Gute, noch das Fehlerhafte, welches sie an sich haben. (Aus einer Kirchweihpredigt, die ein benachbarter Confrater hält, läßt sich noch nicht auf allgemeine Fehler schließen, auch ist dieß gewöhnlich nicht die Zeit, wo man sich auf dergleichen Objekte einläßt.) Ihr Amt selbst fordert vielleicht so viele Arbeit, daß sie dadurch gehindert werden, eine Kasualrede ihres Nachbars anzuhören, sie müssen beständig zu Amtsverrichtungen bereit sein, und können noch weniger einer Amtspredigt zu gewissen Zeiten beiwohnen, um das Gute und Schöne im Vortrage ihres Nachbars anzuhören, und zur eignen Verbesserung zu gebrauchen; oder das Fehlerhafte in seinem Vortrage zu bemerken und ihm zur Unterlassung es zu sagen.

Es ereignen sich zwar Fälle, wo der Prediger gezwungen ist, Andere auf seinem Lehrstuhl predigen zu lassen, allein bei diesen Fällen kann er selten etwas gewinnen. Es geschieht gemeinig-

lich bei eintretenden Krankheiten, wo er gar nicht beim Vortrage des Andern gegenwärtig sein kann; oder wenn er das Gedächtnismahl Jesu geniessen will, wobei es ebenfalls unschicklich und seinem vorhabenden Werke zuwider sein würde, wenn er sich jetzt auf die Beurtheilung und Prüfung des äusserlichen Vortrags einlassen wollte. Sein Geist findet da andere Beschäftigungen. Die gewöhnlichsten Vertretungen aber geschehen durch solche, welche sich erst zum Predigtamt vorbereiten, und ihm daher auch selten ein Beispiel sein können, welches unterrichtend und lehrreich für ihn wäre. Wenigstens hindert schon der Gedanke: es ist ein Student oder Kandidat, welcher predigt, — die freie und unpartheiische Prüfung der Vorträge.

Der Prediger auf dem Lande müfste sich also des Mittels zur Bildung seines Vortrags bedienen, dafs er einige aus seiner Gemeinde um ihr Urtheil befragte, welche ihn oft hörten, und die um deswillen seine vorfallenden Fehler am besten zu wissen im Stande sind. Allein bei näherer Prüfung findet man hiebei sehr viele und grofse Schwierigkeiten. Die Glieder einer

Dorfgemeine sind alle an solchen Kenntnissen arm, welche bei dieser Beurtheilung voraus zu setzen sind. Es sind Landleute, deren Beschäftigung von ihrer frühesten Jugend an sie im Nachdenken hinderte und ein feines aesthetisches Gefühl zu erlangen nicht zuließ. Sie fühlen zwar wohl die Unvollkommenheit im äußern Vortrage ihres Lehrers, aber sagen können sie nicht, worin sie eigentlich besteht. Auch diejenigen unter ihnen, welche sich schon mehr in ihrer Bildung über andere erheben, haben noch lange nicht den Grad des Geschmacks, daß sie dem Prediger durch ihre Bemerkungen vortheilhaft werden könnten. Mehr schädlich als vortheilhaft könnte es daher für den Prediger sein, wenn er solche Bemerkungen geradehin beherzigen und seinen Vortrag darnach berichtigen wollte. Hierzu kommt noch, daß es wider das Verhältniß ist, in welchem der Prediger mit seinen Gemeingliedern steht. Er selbst müßte sehr viel Ueberwindung haben, wenn er die, die er lehrt und lehren muß, bei welchen der Begriff von seiner Vollkommenheit und Tauglichkeit zum Predigtamt — da sein soll, zu seinen Richtern auffordern sollte. Eine genaue Bekanntschaft mit den gegenseitigen Fehlern und Schwächen muß noth-

wendig damit verbunden sein, und diese kann in dem Falle nicht leicht statt finden. Jedes Gemeinglied, besonders das gebildete, würde gewifs Anstand nehmen, die Bitte ihres Seelsorgers, welcher vielleicht der unbescholtenste Mann sonst ist, zu erfüllen; und eine rühmliche Bescheidenheit würde gerade das verschweigen, was zur Wegschaffung seiner Fehler das meiste beitragen könnte. Und gesetzt, es wäre ein Individuum hierzu geschickt, wobei sich alle Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten heben ließen; so ist dem ohngeachtet das Urtheil dieses einzigen noch nicht hinreichend, die gewisse Richtschnur zu werden, woran sich ein Prediger halten könnte.

Nur ein Mittel bliebe also dem Prediger übrig, welches er zur Verbesserung und Reinigung seines Vortrags gebrauchen könnte, und dieß wären — die Rathgebungen seiner Gattin. Sie, welche die Vertrauteste seines Lebens ist, wäre am besten im Stande, ihm ihre Meinungen über das Schöne und Unangenehme seines Vortrags zu sagen. Aber hiebei muß man voraussetzen können, daß seine Wahl auf eine würdige Person fiel, auf eine solche, welche zu seinem Stande paßt, eine weise und zweckmässige Erziehung genossen hat, und einen gebildeten Verstand mit einem

einem guten\und unbescholtenen Herzen verbindet. Diefes ist jedoch nicht so allgemein, als es sein sollte. Die Armuth in welcher viele Prediger auf Schulen und Universitäten lebten, war oft Gelegenheit, sich einer Person verbindlich zu machen, welche nicht die nöthigen Erfordernisse zur Gattin eines Predigers hat, weil sie vielleicht in einem Stande geboren wurde, wo sie die gehörige Bildung nicht erlangen konnte. Viele andere verleitet das Bedürfnis, eine Gattin mit ökonomischen Kenntnissen zu haben, dahin, dafs sie bei der Wahl nur auf diese und auf keine andere Eigenschaften Hinsicht nehmen. Und so giebt es noch versch edene Ursachen, wodurch mancher Prediger veranlafst wurde, eine Gattin zu wählen, welche vielleicht aufser dem geistlichen Stande eine gute Frau gewesen wäre, die aber für ihn, als Lehrer der Religion, nicht die erforderlichen Eigenschaften hat.

Ueberhaupt ist es dann, theils zu spät, theils mit sehr vielen Schwierigkeiten verbunden, wenn der Prediger im Amte erst auf die Bildung seines Vortrags bedacht sein will. Es gehört diese Bildung zu denen Vorbereitungen, welche vorangehen müssen, ehe der Prediger sein Amt antritt.

Doch nicht allein der Prediger auf dem Lande hat Schwierigkeiten zu besiegen, wenn er seinen Vortrag bilden und zweckmäßiger machen will. Auch die Prediger in Städten und an solchen Kirchen, wo einige Geistliche zusammen arbeiten, und an einem Orte leben; auch diese haben viele und große Schwierigkeiten zu überwinden. Bei ihnen fällt zwar das Hinderniß weg, was den Prediger auf dem Lande trifft, nämlich — daß er sich selbst immer allein hört; es ereignen sich aber andere und vielleicht eben so große Hindernisse, welche die Bildung erschweren. Wir wollen einige aufsuchen.

Die Harmonie und Einigkeit zwischen solchen Predigern, welche zusammen an einer Kirche arbeiten, ist bisweilen unvollkommen und nicht so beschaffen, daß ein wesentlicher Nutzen für ihre Amtsführung aus ihrem Zusammensein entstehen könnte. Ich will hier nicht weitläufig darzuthun suchen, wie die Verschiedenheit einzelner Meinungen zu dieser Disharmonie Anlaß geben kann; sondern einiger andern Veranlassungen gedenken. Der eine steht vielleicht lange schon in dem Amte, das er bekleidet und muß sehen, daß ein Jüngerer ihm vorgezogen wurde. Eine Kleinigkeit kann nun in dem Betragen dieses, dem

andern einen Verdacht geben, als ob er seinen Vorzug ihm fühlen lasse, und sein Alter, so wie die längere lokale Amtsführung nicht in Erwägung ziehe, worin er gleichwohl ein Recht des Vorzugs zu finden glaubt. Durch Zufall besitzt der eine ein Vermögen, es sei durch Erbschaft, oder auf andere Art; da hingegen der andere ein geringeres Vermögen besitzt. Es kann also geschehen, daß der eine in der Aufnahme des andern einen Beweis zu finden glaubt, daß er ihm den Besitz seines Reichthums durch ein in die Augen fallendes Aeufßere zeigen wolle. Man sucht daher die Besuche spärlicher zu wiederholen, und ist bei dem Zusammenkommen nicht auf die Mittheilung seiner Pläne, Entwürfe und Vorsätze in Hinsicht der Amtsführung bedacht; nicht auf die Mittheilung dieser und jener Erfahrungen, welche man gemacht hat; nicht darauf, wie man gemeinschaftlich gewisse Hindernisse aufheben, — und sich selbst unter einander — bei warmer freundschaftlicher Ergießung des Herzens, zu immer höherer Vollkommenheit heben will; sondern nur darauf — daß an der Aufnahme nichts fehle, und die Cäremonieen denjenigen gleich und wagerecht sein möchten, welche man bei dem andern fand.

Gesellt sich hiezu der grössere Beifall des einen, so verliert sich wahre und innige Freundschaft gewöhnlich noch tiefer in dem Hintergrund. Anstatt durch die wesentlichen Vorzüge des einen zu gewinnen, und sich zu bestreben, ihm ähnlicher zu werden, wird man vielleicht alles das zu vermeiden suchen, wovon man sagen könnte, es sei vom andern entlehnt und nachgeahmt. Man wird vielmehr auf eine entfernte und verdeckte Weise den Beifall zu verringern suchen und wird Mängel finden, statt des Guten, welches der andere hat; um sich selbst mehr ins Licht zu stellen, und einen Ruhm zu erlangen, den man auf einem andern Wege nicht zu finden glaubt.

Zu den Ursachen der Disharmonie oder einer gewissen Zurückhaltung unter Kollegen und Mitarbeitern kann auch noch eine Ursache kommen, welche von nicht geringer Wirksamkeit ist, und das Einverständniß aufhebt, welches vielleicht ausser derselben unter ihnen Statt finden würde. Es kann nämlich dieses glückliche Verein, durch die verschiedene Denkart und durch den Kontrast der Charaktere ihrer Gattinnen gar leicht gestört werden. Um mich hier nicht in ein zu grosses Detail gewisser Dinge ein-

zulassen, deren Werth und Unwerth ich nicht kenne und genau beurtheilen kann, so will ich jetzt nur einige — gleichsam im Vorbeigehen anführen. — Wahl der Kleidung, — modisches Geräthe, Rang, körperliche Vorzüge und ähnliche Dinge sind oft, so entfernt sie zu sein scheinen, die Grundlage zur Disharmonie und dann auch zum Stillstand in der eignen Vervollkommnung.

Außerdem läßt sich auch bei manchen, als Grund und Ursache der Zurückhaltung, ein Gefühl eigner Schwäche, eine unzeitige Schaam und eine falsche Vorstellung von Schande bei dem Geständniß seiner Schwächen annehmen. Es sei aber der Grund welcher er wolle, so bleibt er nachtheilig, sowohl für die Lehrer selbst, als für die sämtliche Gemeine.

Vielleicht geschieht, daß die Folgezeit einige von denen jetzt angeführten Hindernissen und Schwierigkeiten der Euphonie, wenn nicht ganz aufhebt, doch in etwas verringert. Einige andere werden wohl bleiben, und können nicht anders, als mit vestem Muthe bekämpft und unschädlich gemacht werden, wozu der Gedanke an die Wichtigkeit des äußern Vortrags, so wie insbesondere der Euphonte und der Ge-

danke an die grossen Wirkungen derselben, das Seinige beitragen mufs. *)

*) Ungern fühlte ich mich genöthigt, die Disharmonie solcher Männer, welche man schätzen mufs um ihres Werks willen, als ein Hinderniß der Euphonie anzuführen, theils weil ich selbst die Irrungen solcher Männer überhaupt — mit Wehmuth sagen höre, sehe, und bei einem noch höhern Grade derselben — rüge; theils weil ich glauben mufs, daß alle die edeln, würdigen Männer, welche bereits dem Christenthum zur ächten Stütze dienen, mit ähnlicher Missemphindung auf ihre fehlenden Brüder sehen werden, und ihnen jede Erinnerung an ihre Fehlritte unangenehm seyn mufs. Ich fürchte jedoch keinen Vorwurf von ihnen, als ob hiedurch das Ansehn und die Würde, auf welche sie mit Recht Ansprüche machen können, geschmälert würden. Sie treten vielmehr in ein noch schöneres Licht hervor.

Viertes Kapitel.

Nöthige Bedingungen der Euphonie und
Voraussetzungen bei derselben.

1. Natürliche Anlage.

Es gewinnt der Redner sehr viel, wenn ihm die Natur eine vortheilhafte Bildung des Körpers gegeben hat. Er macht durch sie einen bessern Eindruck auf das Auge des Zuhörers, welches durch eine schlechte Bildung beleidigt, ein Hinderniß wird, daß die Wahrheiten, welche er vorträgt, nicht die beabsichtete Wirkung thun. Der Mensch bleibt, er sei wo er wolle, immer — sinnlicher Mensch, wie ich gleich im Anfange des ersten Kapitels erwähnte. Er schlüßt gewöhnlich, ob er sich gleich sehr oft trügt, vom Aeussern aufs Innere und glaubt bei einem verhältnißmäßig richtigen und symmetrischen Glieder- und Körperbau auch eine schöne und in richtiger Ordnung denkende Seele zu finden. Und ist dies auch nicht bei dem sechsten Theile der Menschen der Fall, so ist doch gewiß der Fall bei

den übrigen fünf Theilen. Die wenigsten bedenken, daß man oft bei der unansehnlichsten Blume den lieblichsten Wohlgeruch findet.

Allein noch weit nöthiger als eine vortheilhafte Bildung, ist dem Redner die Dienstfertigkeit seiner Sprachorgane, durch welche am meisten die Gedanken in die Seele des Zuhörers übergehen sollen. Ich verstehe unter der Dienstfertigkeit derselben, ihre Geschmeidigkeit und Biegsamkeit, daß sie zu dem Dienste, welchen die Seele jetzt in diesem Augenblicke verlangt, vorbereitet sind und fertig stehen, und nicht erst mit Mühe zu ihren Leistungen gebracht werden müssen. Wem diese Biegsamkeit der Organe fehlt, und sie nicht glücklich zu erreichen weiß, wird nicht leicht auf Beifall Ansprüche machen können. Es wird ihm selbst sehr lästig sein, wenn er eine Stunde, und vielleicht länger noch — seine Organe in einer ihnen widernatürlichen Bewegung erhalten soll, um dadurch vernehmlich, deutlich und faßlich zu werden. Und der Zuhörer — wird sehr bald den Zwang fühlen; er wird, so sehr er sich auch bemüht, nur seinem Vortrage nachzudenken, dennoch sehr oft durch das Unvermögen der Sprachorgane des Redners in

seinem Nachdenken gehindert, und des Wesentlichen der Rede verlustig werden. Zu einem solchen Unvermögen der Organe lassen sich zählen, — allzudicke und aufgeworfene Lippen, wodurch der Ton in seinem richtigen Gange gehindert wird und ein Gezische entsteht; — eine anstossende Zunge, vermittelt welcher nicht alle Buchstaben, sowohl Selbst- als Mitlauter, rein und deutlich ausgesprochen werden können, und — wenns auch einzeln geschehen kann, doch nicht im Zusammenhange; — eine Kehle, welche der Stimme eine Rauigkeit giebt, oder dafs sie pfeifend, ängstlich und geprefst wird; — schief gewachsene Zähne, welche die Zunge in ihrer Thätigkeit hindern, und ausgefallene Zähne, wodurch manchem Buchstaben und im Zusammenhange mancher Sylbe der erforderliche Druck entgeht.

Am häufigsten findet man unter diesen Naturfehlern den zweiten, nämlich eine Zunge, welche mit den übrigen Theilen des Mundes in keinem völlig richtigen Verhältnisse steht; daher man öfters hört, dafs Personen das - r und - s nicht aussprechen können. Der letzte Fehler — Mangel der Zähne, ist gewöhnlich die Folge des

Alters, doch findet man ihn auch bei jungen Personen, welche nicht frühzeitig genug auf die Erhaltung derselben bedacht waren. Jeder Fehler ist schon an und für sich ein großes Hinderniß für den Redner und billig sollte der, der sich solcher Fehler bewußt ist, und sie nicht verbessern kann, auf die Rednerbühne Verzicht thun; um so mehr dann, wenn sich mehrere Fehler vereinigen.

Als eine für den Redner nöthige Naturgabe ist ferner eine Stimme, welche wenigstens in acht Tönen, oder in einer Oktave abzuwechseln im Stande ist. Schon als bloßer Mensch betrachtet ist es für jeden vortheilhaft, wenn er im Zirkel seiner Mitwesen, die Stimmung seiner Seele, sein Wissen, seine Ueberzeugungen und Gefühle durch eine schikliche Tonwahl darzustellen weiß. Als Redner betrachtet, ist es ihm noch weit nöthiger. Auf dem Rednerstuhle ist er allein, welcher Hunderte, ohne Zuthun eines Andern unterhält. Er muß nicht bloß über etwas reden, und es erzählen; sondern er muß beweisen, sich selbst Einwürfe machen, — muß zweifeln, sich selbst fragen und dergleichen mehr, um seine Materie lichtvoll darzustellen und zur apodikti-

schen Wahrheit zu erheben. Er muß also in sich selbst gleichsam die Unterhaltung und das wechselseitige Gespräch mehrerer Personen vereinigen, welche den Zweck haben, ein Problem zu lösen und ein Objekt im kleinsten *Detail* zu urgiren. So wie nun bei einem Gespräch verschiedener Personen die Töne beständig abwechseln werden, indem der eine fragt, der andere beweist, der dritte Zweifel äußert; so ist es auch nöthig, daß es beim Redner geschehe, wozu er, wie ich eben sagte, wenigstens acht verwandte nachbarliche Töne haben muß. — Wenn er jetzt mit ruhiger Seele seinen Zuhörern etwas darlegt, und dem zufolge seine Stimme im ruhigen Gange hinwallen läßt, aber jetzt gegen dieß Gesagte Einwendungen macht, so kann dieß nicht in dem Gange der Stimme geschehen, welche bis zu diesem Einwand ruhig hinfloß. Der sanft fließende Bach wird lauter, wenn eine Klippe ihn plötzlich hindert, der Schall wird höher oder tiefer. Der Redner muß daher in nachbarlichen Tönen allmählig steigen und fallen, er muß plötzlich von der Höhe in die Tiefe sinken, und von dieser zu jener steigen können, er muß sanft und stark, prallend und nachgebend seine Stimme hörbar werden lassen. Wenn alles, was der Vor-

trag des Redners in sich faßt, von ihm nur in gleichbleibenden Tönen vorgetragen werden kann, aus Mangel mehrerer Töne, so gleicht sein Vortrag einer langen sandigten Ebene. Der Wanderer, der sie durchreist, wird bald ermüdet, er sehnt sich nach dem Ende seines Weges und überläßt sich vielleicht einer frühern Ruhe, ehe er zu seinem Ziele kommt. So auch hier der Zuhörer bei dem Vortrage eines solchen Redners. Im Gegentheil gleicht eine Rede mit gehöriger Abwechslung der Stimme, einem reizenden Gefilde. Das Auge wird immer durch neue Bilder unterhalten. Hier erhebt sich ein angenehmer Hügel, dort verliert er sich schnell in ein reizendes Thal. Hier fließt ein ruhiger Bach und dort dämmert der schattige Hain.

Es ist jedoch nicht hinreichend, daß der Redner diese Töne nur habe, und einzeln hervorzu- bringen im Stande sei; sondern er muß eine unumschränkte Herrschaft über sie besitzen. Ohne Anstofs, ohne Mühe müssen sie sogleich der Willkühr der Seele gehorchen. Es ist bei vielen der Fall, daß sie in einem Tone laut werden, welchen sie jetzt nicht wollten hören lassen, und welcher in keinem Verein mit dem Haupttone sowohl als mit den übrigen steht, ohn-

erachtet sie den Ton, den sie eigentlich haben wollten, mittelst ihrer Organe hervorzubringen im Stande sind. Diese unwillkührliche Verwechselung macht die Rede äusserst widrig. Ebenso müssen die Töne alle von gleichem Gehalt und von gleicher Stärke sein; nicht der eine hell und rein, und der andere heiser oder dumpf, ohne dafs es sein Gebieter will. Es findet sich dann eine Stockung bei dem allmählichen Steigen und Fallen der Töne; man hört einen falschen Ton, welcher den Wohllaut unterbricht. Noch unangenehmer ist es, wenn der bestimmte Ton bei schnellem Steigen oder Fallen aufsen bleibt.

Prüfungen über dergleichen Naturfehler müssen nothwendig vorausgehen, ehe man sich zum Redner bildet; denn bisweilen gehn sie vorüber, oft aber bleiben sie lebenslang. Wie unangenehm es ist, wie zweckmäfsig, störend und der Andacht bei Kanzelvorträgen nachtheilig, wenn besonders die zur Abwechselung nöthigen Töne fehlen, oder wenn der Redner nicht über alle gleiche Gewalt hat; beweist die Erfahrung. Es müssen sehr grofse Eigenschaften bei dem Redner aufserdem vorhanden sein, wenn man solche Mängel vergessen soll, als die sind, welche ich angeführt habe.

Glücklich ist der, welcher einen Drang in sich fühlt, als Lehrer der Religion den heiligen Lehrstuhl zu betreten, und von der Natur eine angenehme Bildung des Körpers, Vollständigkeit aller seiner Sprachorgane, die zur Abwechselung des Vortrags nöthige Anzahl der Töne und freie Gewalt über diese Töne erhalten hat. Allein dieses Glück würde sehr unvollkommen sein, wenn sein Körper im Ganzen nicht gesund wäre, und die genannten Naturgaben aus Mangel der Gesundheit nicht in einer gewissen Zeitlänge und in weiten Hörsälen sowohl, als in freyer Luft mit gleichbleibender Stärke gebraucht werden könnten. Vor einer zahlreichen Versammlung aufzutreten, wo sich der Schall in die Gegenstände verliert und in einem Orte von grossem Umfange, welcher schon an sich eine starke Stimme verlangt; dazu gehört Vestigkeit und Gesundheit des Körpers, weil eine solche stundenlange Rede den Körper mehr ermüdet, als eine Familienunterhaltung eines ganzen Tages in kleinen Zimmern. Wie lange ist nicht mancher Prediger auf dem Lande ununterbrochen zu reden verbunden? Nur wenige Minuten sind vielleicht nach einer stundenlangen Predigt verflossen, und schon muß er wieder eine eben so lange Katechi-

sation halten', nach dieser eine Trauredede, auf welche vielleicht noch eine Parentation oder förmliche Leichenpredigt folgt. Er muß oft in freyer Luft sprechen, bei rauher Witterung und zu jeder Jahreszeit, wo er nicht in der gewöhnlichen Stärke seiner Stimme auftreten darf, mit welcher er das Gewölbe der Kirche füllen kann. Hier ist er gezwungen sie zu verdoppeln, um hörbar und verständlich zu werden.

Es ist also nicht hinreichend, daß er in der gehörigen Stärke der Stimme seinen Vortrag anfangt, und mit derselben die erforderliche Abwechselung der Töne verbinde, sondern er muß in diesem Gange das Ende seiner Rede erreichen können, ohne undeutliche Heiserkeit zu befürchten, ohne Ausenbleiben gewisser Töne, oder unwillkührliche Tonverwechselung. Seine Brust muß sich ohne Hinderniß zu einem hinlänglichen Vorrath des Odems erweitern können, um nach Maafsgabe des Inhalts seines Vortrags ihn gebrauchen zu können, wenn z. B. gewisse Gedanken ohne Aufenthalt und Pause schnell ihrer Natur nach auf einander folgen müssen.

2. Frühe Benutzung einiger Hülfsmittel und Erleichterungen des Wohllauts.

Je wohlthätiger die Natur gegen den, welcher den Rednerstuhl betreten will, gewesen ist; je mehr sie bei der Mittheilung der Organe und Mittel für ihn gesorgt hat: je mehr wächst die Pflicht diese Anlagen zu bilden, nichts an ihrer Vervollkommnung zu versäumen, und jede Verschobenheit derselben, welche durch Gewohnheit und Unbedachtsamkeit entstand, bestmöglichst zu berichtigen. Ja die Beobachtung dieser Pflicht kann selbst einen nicht allzugroßen natürlichen Mangel aufheben, wie wir an Demosthenes das bekannte Beispiel haben, wenn sie ununterbrochen fortgesetzt wird, und die dabei vorkommenden Schwierigkeiten uns nicht sogleich abschrecken.

Zu dieser Bildung gehört vorzüglich, öfteres lautes Lesen. Unter dem Lesen aber verstehe ich nicht bloß ein Lautwerden, welches nur in so weit artikulirt ist, daß ein andrer auf einen Gegenstand aufmerksam wird, welchen der und jener Laut bezeichnet — oder das bloße Hervorbringen

gen der Wörter: sondern — wodurch die Stimmung der Seele zugleich angezeigt wird, mit welcher der Gegenstand zu betrachten ist; die lebhaftere oder schwächere Empfindung und der Eindruck, oder die Wirkung, welche durch ein Objekt erreicht werden soll. Daher es nöthig ist, beim Lesen sich selbst als den zu betrachten, welcher seine Gedanken durch Symbole oder Worte zuerst versinnlichte. Man muß sich vorstellen, als ob außer uns noch keiner die Gedanken und Ideen gehabt hätte, sondern als kämen sie jetzt unmittelbar aus uns selbst.

Dieses laute Lesen aber muß an verschiedenen Orten geschehen. In kleinen und weiten Zimmern, welche leer sind, oder wo sich porose Dinge befinden, in gewölbten Sälen und in freyer Luft. — In kleinen Zimmern müssen unsere Töne gemässigt sein, nicht allzulaut und nicht zu schwach, sondern gerade so, wie sie nach Maafsgabe der Gröfse des Orts sein müssen, jedoch mit gehöriger Abwechselung, ohne daß bei der Schwäche ein Laut verloren geht. Eine gröfsere Stärke der Stimme wird schon dann nöthig sein, wenn diese Zimmer mit Zuhörern oder andern porosen Dingen angefüllt sind, wo

sich der Schall in den Gegenständen verliert, welche er leichter durchdringen kann, als die kahlen Wände, die das Durchdringen hindern.

Noch stärker aber muß die Stimme sein, wenn das Lesen in grossen und gewölbten Sälen vorgenommen wird, oder wenn mehrere Zimmer zugleich geöffnet werden. Das Lesen muß hier langsamer sein, damit sich die Töne nicht vermischen, und bei dem nahen und entfernten Anprallen an vorhandene Gegenstände undeutlich werden. Der Hauptton muß erhöhter sein als in kleinen Zimmern, weil die niedern Töne hier leicht Undeutlichkeit verursachen. Nur muß man dabei vermeiden, daß der Hauptton nicht gerade in den Ton falle, dessen der Ort oder das Gewölbe empfänglich ist. Geschieht dieß, so werden die meisten Worte des Lesenden, welche in dem Haupttone gesprochen werden, mit einem Nachhall begleitet sein, welcher bei andern Worten fehlt, da diese, durch andere Töne gesprochen, den Nachhall nicht verursachen. Der, welcher sich mit der Akustik in Etwas beschäftigt hat, wird wissen, daß jeder wiederhallende Körper vorzüglich eines Tons empfänglich ist, und gerade dieser Ton muß nicht der Haupt-

ton des Lesenden sein, um welchen sich die andern Töne steigend und sinkend bewegen, wovon die Folge mehr sagen wird.

Der Vorrath des Odems muß dabei so reichlich sein, daß der Lesende nie am Ende der Periode, oder schon in ihren letzten Theilen zu einer sinkenden Schwäche genöthigt wird, und die letzten Worte oder Sylben unvernehmlich oder — verschluckt werden. Der Ton muß sich an Stärke gleich bleiben. Freilich kommt es hiebei auch sehr auf den Bau der Perioden an. Sie sind schwer richtig zu lesen, wenn der Nachsatz durch allzulange Mittelsätze vom Vordersatz entfernt ist; daher auch manche Schriftsteller, wenig Ansprüche darauf machen können, daß ihre Schriften euphonisch gut gelesen werden möchten.

Außer dieser Uebung ist es zur Bildung der Stimme gut, wenn das Lesen in freier Luft geschehen kann. Der Lesende sieht sich hier genöthigt, nach Maafsgabe der Stärke und Schwäche des Windes, seinen Tönen mehr Gleichheit und Festigkeit zu geben. Sie müssen gedrängter und mit mehrerer Anstrengung der Sprachorgane hörbar werden. Die Folge ist die, daß sich dadurch

die Töne reinigen, und die Organe mehr Gewandheit erhalten, welche zur Euphonie nothwendig ist. Auch wird das Lesen nicht ohne Vortheil bei Geräusch vorgenommen werden, und an solchen Orten wo ein Getöse herrscht, wobei der Lesende seinen Tönen treu zu bleiben lernen kann.

Am dienlichsten scheint mir zur Uebung in der Modulation und Abwechselung der Stimme, der *Dialog* zu sein.

Mit diesem lauten Lesen muß die Beobachtung guter Redner verbunden werden, oder solcher Personen, welche mit einer richtigen Sprache auch richtige Modulation der Stimme in gemeiner und alltäglicher Unterhaltung verbinden. Man gewinnt sehr viel, wenn man bemerkt, wie und in welchen Tönen sie ihre Empfindungen äußern. Nur muß die Nachahmung mit weiser Behutsamkeit geschehen, wenn sie nicht selbst ein Hinderniß des Wohllauts werden soll, wie ich bereits schon im dritten Kapitel gesagt habe. Das Steigen und Fallen, das Stossen und Wiederhalten der Töne, das Starke und Schwache, das Hohle und Helle derselben — muß genau mit unserer Natur abgewogen, und nur erst

dann nachgeahmt werden, (bei Voraussetzung, daß wir uns auf unsern eignen Geschmack verlassen können,) wenn wir sehen, daß ihr Beispiel mit unsrer Natur größtentheils übereinkommt. Selten wird es geschehen können, daß ein Beispiel durchaus in allen Aeufserungen anzuwenden wäre, ohne widernatürlich zu werden. Die Gefühle der Betrübniß und Freude, des Mitleids und des Danks, der Ehrfurcht und Liebe können nicht allgemein auf einerlei Weise und in gleichen Tönen bei allen Menschen hörbar werden, ob ihnen gleich die Regeln der Kunst zum Grunde liegen. Die Verschiedenheit der Natur läßt dieß genaue Uebereinkommen nicht zu. Es ist hier so, wie mit dem Komponisten musikalischer Stücke. Sie haben alle vest angenommene Regeln, gleiche Theorie; aber die Anwendung derselben wird dann durch ihren Charakter und ihre individuelle Denkart geleitet.

Bei Anhörung schlechter Redner können wir den Vortheil haben, daß wir die Stellen, welche uns oder andern vorzüglich unangenehm waren, bemerken, sie nach unserm Gefühl besser vortragen, und über unsern Vortrag die Kritik unserer

Freunde anhören; so wie wir das Fehlerhafte ihrer gesellschaftlichen Unterhaltung uns ebenfalls zur Warnung müssen dienen lassen. Ausserdem wird uns noch das Vorlesen gebildeter Personen zu grossem Nutzen gereichen, wenn eine kluge Wahl bei den vorzulesenden Schriften getroffen wird, welches ich jedoch schon bei gebildeten Personen voraussetze.

Ich rede hier grösstentheils mit Rücksicht auf das Beispiel öffentlicher Redner, sowohl auf der Kanzel, als bei andern vorkommenden Gelegenheiten. Ist aber der Akteur auf der Bühne nicht besonders auch zur Nachahmung anzuempfehlen? Nur mit der Bedingung, wenn das allgemeine Urtheil seinen richtigen Vortrag anerkennt und wenn er sanfte moralisch gute Charaktere schildert, welche ohne heftige Ausbrüche schrankenloser Leidenschaften anschaulich werden. Denn da ich hier mit Beziehung auf den Wohllaut rede, der von der Kanzel sich verbreiten muß, so würde es nicht rathsam sein, dem Kanzelredner ohne Einschränkung das Theater zur Bildung vorzuschlagen, da er nur zu sanften Leidenschaften, wenn ich so sagen darf, sich erheben kann, zu welchen ihn die Religion führt. Um so mehr, da schon

die grofse Einschränkung des Orts, wo der Religionslehrer auftritt, es ihm nicht erlaubt, in heftige Leidenschaften überzugehen. Es würde der Darstellung das Vielseitige, also --- die Vollkommenheit mangeln.

Zu den Hülfsmitteln des Wohllauts gehört auſſer der Uebung im Lesen und der Beobachtung guter Beispiele, noch ferner die ſtrenge Aufmerkſamkeit auf eigene Fehler und die ſorgſame Entwöhnung von denſelben, im Lesen, im gewöhnlichen Sprechen oder bei öffentlichen Vorträgen. Allerdings iſt hiebei Unpartheilichkeit gegen ſich ſelbſt vorauſzusetzen, welche durch keine thörichte Eitelkeit und fade Selbſtliebe unwirksam bei der Prüfung eigener Fehler gemacht werden darf. Es iſt nicht leicht ohne Beihülfe anderer, in der Bildung der Stimme ſich ſelbſt zu rathen; weil unſer Ohr ſich zu ſehr an die Töne, deren wir uns von jeher bedienten, gewöhnt hat. Alle unſere Fehler werden unſer eignes Ohr nicht beleidigen, weil Ohr und Fehler entweder zugleich mit uns geboren ſind, oder weil unſer Ohr bei dem erſten unmerklichen Entſtehen der Fehler — doch dabei war, und ſich bei ihrem Wachſthum nach gerade ſo an ſie ge-

wöhnte, daß es nun ihre Reise nicht empfindet: — vielleicht auch aus der Ursach, weil man es nicht für nöthig hielt, den bemerkten Fehler unserer Stimme zu verbessern. Jedoch, bei genauer und sorgfältiger Aufmerksamkeit auf uns selbst, wird es uns gelingen, nicht nur die, durch die Länge der Zeit uns gleichgültig und unmerkbar gewordenen Fehler wieder aufzufinden, sondern auch durch fortgesetzte Bemühung sie völlig wegzuschaffen. Hier folgen einige dieser Fehler:

Sehr häufig findet man eine Verschiedenheit des Tons: einen andern beim Lesen und einen andern im Sprechen. Diefs ist ein Fehler, welcher Personen, die oft sehr gut, mit angenehmer Modulation des Tons sprechen, unangenehm macht, wenn sie irgend etwas lesen, oder einen rednerischen Vortrag halten. Gewöhnlich nehmen sie einen erhöhten Hauptton an, welcher ihnen im alltäglichen Sprechen nicht eigen ist. Ueber diesen steigen sie selten mit der Stimme, nur fallen sie bisweilen unter denselben, als bei dem Ende einer Periode, weil die höhern Töne über dem Haupttone ihrer Natur zu hoch sind, und daher das Höhersteigen ihnen lästig wird.

Es entsteht also ein ängstliches Einerlei im Lesen, welches im Sprechen nicht statt findet,

Bei andern findet man, daß sie weit schneller lesen, als sie gewöhnlich sprechen, und da ihre Organe dazu nicht gewöhnt sind, so werden viele Wörter nicht richtig artikulirt. Bisweilen verschwinden ganze Kommata, von denen man nichts, als den Anfang und das Ende hört; die dazwischen befindlichen Worte werden nur durch ein undeutliches Murmeln hörbar, aber bleiben unverständlich und gehen daher dem Zuhörer verloren. Größtentheils geschieht es bei solchen gedruckten oder geschriebenen Stücken, welche öfters gelesen werden, wodurch sie freilich dem Lesenden nach und nach mechanisch werden, wenn er nicht jedesmal sein Nachdenken, dem Inhalte des Stücks aufs neue widmet. Diefs ist z. B. sehr häufig der Fall bei den vorgeschriebenen Gebeten auf der Kanzel.

Außer diesen Fehlern findet man bei einigen Isotonie und Monotonie sowohl im alltäglichen Sprechen, als auch im rednerischen Vortrage und im Lesen. Sie bedienen sich eines Tons, welcher zu allen passen muß, der nie geschwinder noch langsamer, nie stossender noch ruhiger ist,

der alle Empfindungen und Leidenschaften bezeichnet; sie seien Liebe, Mitleid, Haß, Abscheu, Freude und Betrübniß.

Die Stumpfheit unsers Ohrs müßte gewiß einen sehr hohen Grad erreicht haben, wenn wir solche Fehler an uns selbst gar nicht wahrnehmen, und das Steigen und Fallen der Töne nicht vermissen sollten! Eine solche Verwöhnung läßt sich fast nicht denken. — Doch ich will in der Aufzählung vorfallender Fehler weiter gehn.

Es gehört dahin Undeutlichkeit. Diese kann außer andern Ursachen aus einer gewissen Trägheit unserer Organe entstehn. Man bemüht sich nicht genug, jedem Buchstaben seinen ihm zukommenden charakteristischen Druck zu geben, daher fließen sie bei der Aussprache so in einander, daß daraus Undeutlichkeit entsteht. Man öffnet den Mund nicht gehörig und läßt den Schall durch die Zähne gehen; oder es ist wirklich ein Fehler in den Organen vorhanden, welcher aber nicht so groß ist, daß er nicht durch Uebung endlich hätte weggeschafft werden können.

Beleidigender Ton und falsche Aussprache. Wenn die Stimme käckend oder pfeifend

ist, oder wenn man durch die Nase spricht und dergleichen, so kann man wohl mit Recht den dadurch entstehenden Ton beleidigend nennen; theils weil man nicht von vielen diese Töne hört, und sein Ohr daran gewöhnen kann, theils auch, weil schon unser Gefühl an sich selbst, wäre es auch in der Bildung noch sehr weit zurück, mit diesen Tönen kontrastirt. — Zur falschen Aussprache aber gehört, wenn die Selbstlauter nicht rein, deutlich und ihrem Karakter gemäß ausgesprochen, oder mit andern verwechselt werden. z. B. das *o* mit *u*, als: *Wulf* statt *Wolf*, *kummen* statt *kommen*; das *a* mit *o*, als *hoben* und — *do*, statt *haben* und — *da*, das *e* mit *i* oder *a*, als: *er giht* mit *schwirem Herzen*, statt — *er geht* mit *schwerem Herzen*, und dergleichen. Wenn ferner die Doppellauter nicht richtig von den Selbstlautern unterschieden, oder wie Selbstlauter gesprochen werden, als: *Kornehre*, statt — *Kornähre*; — *ich keme gern*, statt, *ich käme gern*; *er fihrt mich*, statt, — *er führte mich*; muß mit spitzigerm Munde gesagt werden, damit der Ton holer wird, *er kreche mit dem Wurme*, statt — *er kröche mit dem Wurme*; *Steen, Been*, statt — *Stein, Bein*; *Wirde*, statt — *Würde* u. s. w. Wenn endlich die Mitlauter nicht ihr erforderliches Zeitmaafs be-

halten, dafs der einfache doppelt und der doppelte einfach wird; als; — *Vatter*, statt — *Vater*; *Schwele*, statt — *Schwelle*, *süße*, statt — *süße Früchte*.

Andere noch weniger zu entschuldigende Fehler im Lesen und in rednerischen Vorträgen, welche blofs durch Gewohnheit entstanden, sind ungefähr folgende: — Unnöthiges *Husten*, sowohl im Anfange, als in der Mitte einer Periode, ohne dafs die Natur diese Reinigung der Brust verlangt und fordert. — Stossen oder Ziehen mit der Nase, welches vielleicht sein Entstehen bei einem langanhaltenden Schnupfen fand, und in der Folge blieb. — Widriges Heraufziehen des Odems, wodurch ein Pfeifen entsteht; welches zwar dem Engbrüstigen mitleidig zu verzeihen ist, aber nicht dem gesunden Manne, dem das Odemschöpfen nicht erschwert wird. — Unnöthige und die Sprache äußerst entstellende Vorschläge, als das — *Hm*, welches zwar in manchen Fällen zu gebrauchen ist, z. B. wenn es bei Verwunderung kurz ausgestossen wird, oder etwas gedehnt bei dem Mißbilligen einer Sache, wiewohl es überhaupt auf der Kanzel nicht recht brauchbar ist. Von vielen aber wird es nicht nur zwecklos, son-

dern zweckwidrig, wenn sie kaum einige Worte gesagt haben, wiederholt. Und solcher Vorschläge giebt's verschiedene, welche die Beobachtung aufzählen kann. So hatte z. B. ein Prediger sich angewöhnt, fast bei jedem Satze -- *ennenennen* zu sagen.

Um seine eignen Fehler besser zu finden und zu verbessern, um gute und schlechte Beispiele richtiger zu beurtheilen, und für das Lesen einen gereinigtern Geschmack zu erhalten; wird die Kenntniß der Musik, besonders der Vokalmusik sehr vieles beitragen können. Sie gehört mit Recht zu den Hülfsmitteln des Wohllauts.

Es ist allerdings rathsam, daß die Musik oder Tonkunst in den Jugendjahren des Menschen schon geübt wird, wo der Körper ihrer Eindrücke empfänglicher ist, und wo er das seiner Biegsamkeit wegen besser leisten kann, was sie von ihm fordert. In spätern Jahren wird ihm die Erlernung der Tonkunst schwerer werden. Ich will jetzt ihres allgemeinen Einflusses auf die Bildung des Menschen nicht gedenken, welcher gewiß dem Beobachter sichtbar wird; wenn er auch nur den zur Beurtheilung aufstellt, welcher die Musik zu einem Broderwerb macht oder, machen muß;

dafs sie ihn nämlich unvermerkt zu einer gröfsern Kenntnifs des menschlichen Herzens, seiner Empfindungen, Begierden und Leidenschaften leitet; --- es mag nun diese Kenntnifs zu einem mehr oder weniger hohen Grade nach und nach wachsen. Ich will hier nur von ihren Vorthelen sprechen, welche sie dem künftigen Redner gewährt. Durch sie wird er mit der Natur der Töne, welche er wissenschaftlich kennen lernt, vertrauter. Er lernt ihren Umfang und zugleich ihre Gränzen kennen; ihren möglichst hohen und tiefen Grad im Verhältnifs natürlicher Kräfte, und kann sehen, welche Töne seinen Kräften angemessen sind, oder bei zunehmendem Alter künftig werden. Die Musik lehrt ihn, die Verwandtschaft der Töne, und ihre Verhältnisse kennen, ihre Ab- und Zuneigung gegen einander, ihren vesten (dur) und bedingten (moll) Gang.

Er wird ferner bekannt mit ihren Abwechslungen in Absicht auf die stärkere und schwächere Fibration der Luft. Das Starke und Schwache der Töne, weifs er vom Prallenden und Beben- den zu unterscheiden, wie sie von der Schwäche allmählig zur Stärke übergehen und im Gegentheil von der Stärke sich in der Schwäche verlie-

ren. Er lernt, wie er seine Organe brauchen soll, um gerade den und keinen andern Ton hervorzubringen; durch Verengung und Erweiterung der Kehle; durch Eröffnung des Mundes und Bewegung der Lippen; durch das mäßige oder heftige Hervordringen des Odems und durch andere Wendungen seiner Organe.

Und eben durch diese Bekanntschaft erhalten zugleich seine Organe nicht nur die erforderliche Biegsamkeit, sondern sie bekommen auch eine gewisse Vestigkeit, den Ton in seiner gegebenen Richtung zu erhalten. Ja diese Uebung wird selbst die Brust nicht nur erweitern, und sie zum Vesthalten des Odems geschickter machen, sondern ihr zugleich auch mehr Standhaftigkeit geben. Ihre Reizbarkeit bei gewissen Tönen wird sich verlieren und wird nach und nach sie für alle Töne brauchbar machen.

Aufser diesen Vorthelen gewinnt man auch durch die Musik den, daß man weiß, welche Töne zu den und jenen Empfindungen, Gefühlen und Leidenschaften der Menschen passen, und wie sie sich zu ihnen verhalten. Ein Vortheil, welcher gewiß sehr beträchtlich ist, und welcher von dem am meisten geschätzt werden

kann, welcher mit psychologischem Blick die Einwirkung einer mit der Stimmung der Seele sympathisirenden Musik betrachtet hat; wenn er gefunden, mit welcher Kraft sie das Herz des Menschen von der ersten Stimmung, mit der sie genau übereinkam, allmählich bis zur entgegengesetzten zu bringen im Stande ist. Eben diese Wirkungen kann sich der Redner versprechen, wenn er die Kenntniß der Töne nach den temporellen Umständen anzuwenden weiß. Die Empfindungen des Menschen fordern ein verschiedenes Zeitmaafs der Töne, die eine ein langes die andere ein kurzes; bei dieser muß die Stimme, der Natur nach bebend, klagend --- bei jener stossend und rasch sein. Und alles dies lehrt uns die Musik, welche durch ihre Veränderungen, durch *Allegro, Andante, Lamentoso, Adagio* und dergleichen, diese Empfindungen bezeichnet. --- Wäre wohl der analogische Schluß für Euphonie und Wohllaut unrichtig?

Wollte man auch dies nicht in Erwägung bringen, daß die Musik uns mit dem Ausdrücke der Empfindungen näher bekannt macht, und uns lehrt, unsere Stimme ihnen gemäß zu akkommodiren; so hat sie doch den Vortheil, daß sie das
 Herz

Herz erwärmt und für das Schöne und Gute empfänglicher macht. Freilich muß dem Verstande die Leitung nicht genommen werden, damit er die grössere Reizbarkeit wohlbenutzt, und den Empfindungen die beste Richtung giebt.

Endlich gehört zu den Erleichterungen des Wohllauts — das Memoriren.

Man ist bei der immer mehr zunehmenden Prüfung des Wahren und Irrigen nach und nach von dem Vorurtheile zurückgekommen, als ob das Christenthum dem Lehrer desselben nicht gestatte, einzelne Wahrheiten vorher genau zu durchdenken, aufzuschreiben und zu memoriren, ehe er sie der Versammlung vorträgt. Man hing sonst noch zu vest an einer unmittelbaren Einwirkung des Geistes Gottes, welche nicht eher erfolge oder sich kräftig bewaise, als zu der Stunde, wenn der Prediger die Kanzel betritt. Zwar sind hie und da noch einige Anhänger dieser Meinung, allein im Allgemeinen hat sich doch größtentheils dieses Vorurtheil verloren. So sehr nun dasselbe ein Hinderniß war, daß man über die Wahrheiten nicht mit erforderlicher Genauigkeit nachdachte und nachdenken konnte; daß man oft das Wichtigste vergaß und das Seichte

anführte; daß man sich von der Hauptsache entfernte, und Nebendinge vortrug, und endlich — nicht in der logischen Ordnung und Richtigkeit die Begriffe darlegte: — so sehr das Vorurtheil darin ein Hinderniß war, so sehr hinderte es auch die Annehmung und Verbreitung der Euphonie auf der Kanzel, weil diese ganz im Winkel des Hintergrundes stand, ja sogar für schädlich gehalten wurde. Wie konnte sie auch Aufnahme finden, da die Seele des Redners nur beschäftigt war, etwas zu finden, was er dem Volke sagen könnte?

Dadurch, daß der christliche Kanzelredner die vorzutragende Wahrheit genau durchdenkt, ihre Zergliederung gehörig ordnet, sie mit hinlänglicher Ausführung aufschreibt und memorirt, dadurch erhält der Redner den Vortheil, daß er bei der Uebersicht des Ganzen die Stimmung der Seele wahrnehmen kann, in welche er sich bei dem Vortrage versetzen muß, und welche ihm zum Leitfaden dient, in welcher Tonart er sich überhaupt ausdrücken soll. Es ist doch gewiß ein großer Unterschied zwischen den Vorträgen, über die Mannigfaltigkeit der Wohlthaten Gottes zu sprechen und von den Irrungen der Menschen

zu reden? Bei jenen muß, wie sogleich der erste Anblick lehrt, durchaus ein froher, bei diesen hingegen ein Ton herrschen, welcher Mitleid und Bedauern äußert. Diese Uebersicht aber kann dann nicht leicht Statt finden, wenn er es dem Zufall überlassen muß, wohin ihn sein Ideen- gang auf der Kanzel führen wird.

Ist dieß der Fall bei der Uebersicht des Ganzen, daß er dadurch die Stimmung seiner Seele und die durchgängig herrschende Tonart finden kann; so wird ihm das Aufschreiben und Memoriren der Predigt auch für die einzelnen Theile derselben dienlich sein, um zu sehn, welche Modulation und Veränderung der Stimme hier und da am zweckmäßigsten sein wird. Er kann sehn, wenn er durch eine Pause den Zuhörer auf das Folgende aufmerksam machen soll, in welchem Zeitmaasse dieser und jener Satz gesprochen werden muß; ob der Gedanke lebhaft, mit steigendem Tone oder ruhig fließend, ob er prallend oder bebend gesprochen sein will.

Wenn der Prediger aber ohne hinlängliche Vorbereitung auf die Kanzel tritt: so ist er verbunden, seine Seelenkräfte auf die Aufsuchung der Beweise und Erklärungen zu richten, welche

seinen Vortrag ins Licht setzen sollen, er muß auf die Entwicklung und Berichtigung gewisser Begriffe denken, und kann also nicht zugleich auf sich selbst aufmerksam sein, ob er seine Stimme dem Vortrage gemäß hören läßt; sondern muß es dem Zufall überlassen. Nimmt man nun an, daß ein solcher Mann im gemeinen Leben, nie auf die Bildung seiner Stimme dachte, und der Zirkel der Menschen, in welchem er lebt, nie etwas zu einer unwillkührlichen Verbesserung seines Geschmacks beitrug: so wird man sich leicht vorstellen können, wie hart und unangenehm sein Vortrag sein muß.

Der Prediger ist Mensch, und daher kann es leicht geschehen, daß ihm eben jetzt auf der Kanzel ein Vergehen oder eine Sünde einzelner Mitglieder seiner Gemeinde befällt, daß er diese Sünde schildert, und bei der Schilderung leidenschaftlich wird. Und wie weit geht dann nicht zuweilen der Eifer eines solchen Mannes, wie hart sind seine Ausdrücke, und wie widrig ist sein Ton, welcher sie begleitet? Hätte er seine Predigt aufgeschrieben und — memorirt, so würde er nicht in diese Uebereilung gerathen sein; er wäre in den Schranken der Sittlichkeit und Anständigkeit geblieben,

welche die Kanzel und die Religion selbst von ihm fordert.

Will man auch dieser Nachtheile nicht gedenken: so geschieht's gemeiniglich, daß sich ein Vortrag, welcher vorher nicht genau durchdacht und memorirt war, in eine ermüdende Länge dehnt, welche für den Zuhörer sowohl als für den Prediger selbst keine guten Folgen hat. Der Zuhörer wird kalt, träge und unempfänglich für das, was über die rechtmäßige Zeit gesagt wird, und der Prediger, so gut ers auch vielleicht mit seinen Zuhörern meint, verliert nach gerade seine natürlichen Kräfte, seine Sprachorgane ermüden sich, seine Stimme wird schwach und heiser, und ist nicht mehr fähig, den Zuhörer bei erforderlicher Aufmerksamkeit zu erhalten. Wozu noch kommt, daß er sehr oft das schon gesagte wiederholt, und es in eine andere Verbindung setzt, wodurch das Vorstellungsvermögen der Zuhörer in Unordnung gebracht wird; ja wenn auch das nicht ist, so ist schon ein solcher Refrain dem aufmerksamen Zuhörer nicht lieb und angenehm.

3. Richtiger Gesichtspunkt, aus dem der Redner die Religion zu betrachten hat.

Wenn wir in die Tage der Vorwelt zurückgehen, und die verschiedenen Verehrungsarten der Gottheiten oder die Religionen der Völker und Nationen betrachten: so werden wir zum Staunen hingerissen, und die Frage wird in uns entstehn: wie war es möglich, daß der menschliche Geist zu so großen Verirrungen und Thorheiten sich verleiten liefs? Hier sehen wir Tausende im frohen Jubel in den der Gottheit geheiligten Hain dringen, um dem Abgott, welchen die Einbildungskraft oft die lächerlichste, unnatürlichste und abschreckendste Gestalt gab, ihre Ehrfurcht und Liebe zu bezeugen; dort finden wir unter einer geheiligten Terebinthe, oder im einsamen Hirtenzelt die Gottheit im ängstlich kleinen Bilde zur Verehrung einer Familie aufgestellt; hier trauert ein ganzes Land, daß der Nationalgott verschied, und beweint die Sünde, welche es begangen zu haben glaubt; dort hört man ein Geheul von Tausenden, weil der Gang der Natur auf einige Stunden, ihnen das Licht der Sonne, oder des Mondes entzog. Und wie viel müßte

ich anführen, wenn ich alle die Gottheiten und ihre Familien, alter und neuerer Zeiten, sammt ihren Verehrungen betrachten wollte; — wovon uns die Geschichte der Welt sattsam unterrichtet. Genug, diese verschiedenen Gottheiten leiten uns zu der Frage: — Warum begiengen Millionen Menschen solche mannigfaltige Irrungen und Thorheiten? Warum verirrte sich der menschliche Geist oft bis zum äußersten Widerspruch der menschlichen Natur, — um die Gottheit zu verehren? — --- Bedürfnis leitete sie dahin! Sie alle kamen in dem Begriffe überein: — *Es ist nothwendig, das höchste Wesen zu verehren.* Nachgerade bestimmte die Lage des Landes, dessen Produkte und Thierarten, das warme und kalte Klima, aufgenommene Sitten, der Grad ihrer Kultur und dergleichen, die besondere und sich unterscheidende Verehrung der Gottheit dieser und jener Nation.

Bedürfnis war und ist der Menschheit die Religion! Wie hätte man sich sonst den Lasten, Qualen und Martern willig ausgesetzt, welche oft mit den Verehrungen verbunden waren. Mit freudiger Wuth wühlte man im Blute seiner Mitmenschen, zur Ehre der Gottheit. Mütter

überwanden das süßeste Gefühl ihrer Natur, — —
 Liebe zu ihren Kindern. Sie zerrissen das veste
 Band, welches sie an dieselben zog, wenn nur
 die Gottheit dadurch verehrt wurde. Ganze
 Schaaren von Menschen opferten sich freiwillig
 auf, und drangen in ihre Feinde, um ihre Gott-
 heiten nicht der Schande, besiegt zu werden,
 preiß zu geben. Mit Mühen und Beschwerden,
 oft bei Verlust eigenen Vermögens wallfahrtete
 man in entfernte Gegenden, weil Religion es zum
 Gesetz machte. Man entsagte aller menschlichen
 Freude, jeder irdischen Glückseligkeit, um le-
 benslang als ein Heiliger zur Ehre der Gottheit
 in Wüsteneien sich zu vergraben, oder als ein sol-
 cher auf Stangen zu glänzen. Willig verließ man
 Vaterland, Freunde, Gattinnen und Kinder und
 gieng über Meere bei den größten Ungemächlich-
 keiten und Drangsalen des Lebens, um gegen Un-
 gläubige zu kämpfen, weil die Religion es zu ver-
 langen schien. — Wir nennen es mit Recht Aber-
 glauben, Schwärmerei und Fanatism, wodurch
 Menschen zu solchen und andern Thorheiten ge-
 bracht wurden, aber der Grund von alle dem lag
 in der Natur der Menschheit: — es war Bedürf-
 nifs für sie, daß die Gottheit verehrt würde.

Wenn nun der Lehrer der Religion in unsern Tagen sie aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, welch hohes Gefühl muß seine Seele durchdringen, wenn er einen Theil der Menschheit vor sich hat, welchem er Aufschlüsse geben, dessen Drang nach Wahrheit er berichtigen und befriedigen, und dessen Begriffe er zu größerer Lauterkeit bringen soll. Mit welchen Gefühlen muß er hintreten, da er die Religion Jesu ihnen zum Bedürfnis machen soll, — eine Religion, welche sie auf dem Wege der Vernunft, zur ächten Verehrung des höchsten Wesens führt und von den Thorheiten entfernt, in denen sonst die Menschheit sich quälte. Unmöglich kann Kaltsinn und Gleichgültigkeit ihn auf die Lehrstätte begleiten: denn die ganze Menschheit fordert ihn auf, ihr genugzuthun, und daher kann auch seine Sprache, sein Ausdruck nicht gleichgültig und kalt sein, auch sie — wird Zeuge von der Wichtigkeit der Sache und dem eignen Gefühl des Redners.

Außer dem, daß er die Religion als ein Bedürfnis der Menschheit betrachtet, wird auch dieser Gedanke seine Seele beleben, wenn er sich die Religion, die Jesus lehrte, als den möglichst

richtigen Weg zur Glückseligkeit der Menschen denkt.

Alles das, was der Mensch bedenken, glauben, wollen und empfinden soll, muß sich auf seine Glückseligkeit beziehen, und dieß findet sich in der Religion Jesu. Sein einziger Zweck bei der Stiftung des Christenthums war — Glückseligkeit der Menschen. Lehren, handeln, leiden, alles zweckte dahin ab, nicht nur dem gebildeten Theile der Menschheit den noch unsichern Weg zur Glückseligkeit völlig zu sichern, sondern auch und — vorzüglich, dem verlassenen blindgeleiteten Haufen einen offenen Weg dahin zu zeigen und Glückseligkeit — auch in die Wohnungen des Dürftigen zu bringen.

Er lehrte daher, daß Ruhe und Heiterkeit der Seele der Grund zur Glückseligkeit sei, und machte Liebe, — alles umfassende Liebe zum Grundgesetz. *Liebe Gott! — dich! — deinen Nächsten!*

So findet der isolirte Mensch in der Religion Jesu reichhaltige Quellen zum Wohl und zur Freude. Er weiß durch sie, daß er bei weisem Gebrauch seiner Nahrungsmittel glücklich wird, im Vertrauen auf seinen Schöpfer, und daß er

im Besitze seines zureichenden Unterhalts sich freuen kann. -- Jesus leitet ihn in die Natur, von welcher er auf sich zurückschliessen soll; er weist ihm also den Weg zur ächten Freude der Sinne. --- Und zu den Freuden der Einsamkeit; wie führt nicht sein Beispiel dahin, und seine Anweisungen zur Unterhaltung mit Gott! Was findet der Mensch für Freude in der Seelenstille, in dem Rückblick auf seine guten Thaten, in der Stärkung zu neuen edeln Handlungen, und in den Entwürfen, wie er die mangelhaften verbessern will! Was genießt er nicht, wenn er die Wohlthaten seines Schöpfers einzeln durchdenkt und sie sich --- fortgesetzt denkt, bis über das Grab hinaus; wenn er sich mit dem unterhält, der alle seine Bitten, wären sie auch von Schwachheit erzeugt, --- mit Vaternilte aufnimmt? -- diese unnennbare Freuden zeigt ihm alle der Stifter des Christenthums.

Und für den geselligen Menschen, wie liebevoll sorgte er durch seine Anweisungen? Wo könnte man bessere Regeln finden für Freundschaft und für das Glück derselben, als in der lautern Quelle -- in seinem freundschaftlichen Umgange mit seinen Jüngern? Er, ihr --- großer

Lehrer, kam ihnen mit Liebeserweisungen zuvor; sorgte für sie mit dem treuesten Rath und Unterricht; hatte alles mit ihnen gemein; suchte keine Vorzüge, und war gleichwohl auch behutsam, ihnen nicht alles geradehin zu entdecken. --- Die Freuden der Wohlthätigkeit! --- Ich würde hier keinen Raum finden, wenn ich zeigen wollte, welchen Unterricht er dazu giebt durch Lehre und Leben. Man kann sich die Stärke und Grösse dieser Freuden nicht besser denken, als wenn man sich ihn vorstellt, wie er jetzt bei dem höchsten Grade körperlicher Leiden, noch einmal auf sein ganzes wohlthätiges Leben zurücksieht und ruft: „*Es ist vollbracht!*“ --- Eben so ist es mit der Freude, --- Vortheile und Nutzen bewirkt zu haben. Er bewies, wie diese Freude entsteht, aus Thaten für den kleinsten Zirkel der Menschen sowohl, als für die Menschheit im Ganzen, und aus Verdiensten, wobei er durch sich selbst zeigte, daß das grösste Verdienst bei Menschen sei --- Demuth und Bescheidenheit. Nie loderte eine Begierde bei ihm auf, zu glänzen; er that nur das, was er als der vom Vater Gesandte thun sollte.

Ich gehe weiter zu den Freuden eines guten Gewissens. Das Christenthum lehrt deutlich,

wie die innere Ueberzeugung von dem richtigen Uebereinkommen unserer Handlungen mit dem Willen Gottes --- Freude bewirkt: indem es uns zeigt, daß nicht Opfer und äußere Ceremonie, sondern Gehorsam oder das Wirken zu meiner und meiner Brüder Glückseligkeit, sein Wille sei; und uns lehrt Freuden zu finden in der Ueberzeugung von dem Uebereinkommen unserer Handlungen mit den Gesetzen der Gerechtigkeit und Billigkeit. — Freuden des Vertrauens und Glaubens an Gott. Mit göttlicher Weisheit leitet Jesus die Menschen zur stillen Erwartung dessen, was Gott nach ewigem Plan ihnen individuell mittheilen will. Er zeigt, wie eifrig man die Mittel zur Erlangung eines Gutes anwenden, aber den Erfolg nur der Vorsehung überlassen müsse. Eifrig suchte auch er seinen Zweck zu erreichen; aber dabei sprach er: — „*Nicht wie ich will, sondern wie du, Vater, es willst!*“ Ruhe lehrte er bei unangenehmen Schicksalen, weil sie Schikungen der Vorsehung sind; --- Ruhe in Leiden und Kümernissen! --- Endlich die Freuden der Hoffnung einer zukünftigen Welt. --- Wie wonnevoll ist jeder Augenblick des Hinsehens auf diese Zukunft! Hätte das Christenthum auch keine Mittel weiter gezeigt, als Mensch glücklich zu sein; so

würde schon die Anweisung zur Freude der Hoffnung eines zukünftigen Seins Stärke genug haben, den Menschen glücklich zu machen. Hat Jesus auch dem Menschen den Genuß jener Freuden nicht genau classificirt und umständlich geschildert; so hat er ihm doch gerade so viel hievon gesagt, als ihm — dem Menschen zu wissen nöthig ist. Er weiß, daß jener Genuß aller Menschenfreuden vollkommen sein werde, und daß sich zu diesen Freuden noch andere gesellen werden, deren Natur sein Geist jetzt zu fassen nicht im Stande ist. Er weiß, daß diese Freuden größtentheils aus der Liebe fließen werden, und daß sie eine genießbare Dauer behalten; ohne erst, wie unsere jetzigen Freuden, durch mancherlei Hindernisse gewürzt werden zu dürfen.

Gott ist die Liebe!! Dieß ist der Grundbegriff alles dessen, was uns das Christenthum von Gott sagt. Dem Menschen wird also seine Erkenntniß nothwendig, weil er in der Liebe den Urquell aller seiner Freuden und Seligkeiten findet; und weil dieses Nachdenken über ihn, über sein Dasein und sein Wesen, schon an sich den angenehmsten Genuß der Seele bewirkt, und eine

Ruhe, welche auch bei dem Mangel od er den Stöhrungen einzelner Freuden dieses Lebens genießbar bleibt. In ihm findet er Trost bei vorfallenden Uebeln, welche er als Schickungen eines liebevollen Vaters betrachtet, der sie im undenkbarem Maasse vergüten will; in ihm Erleichterungen seiner Pflichten, weil sein Wohlgefallen nicht --- noch durch andere Dinge erworben werden darf, sondern nur durch die Treue in seinem Berufe; er findet Stärkung zur Tugend, da er sich dort die väterliche Vergeltung denkt.

Alle diese Begriffe und mehrere mit ihnen verbundene, müssen bei dem Lehrer der Religion nothwendig vorausgesetzt werden können. Kann man aber dieß; so muß man auch von ihm erwarten, daß er dadurch zu einem solchen Vortrage erwärmt werde, welcher keine Schläfrigkeit, keine einförmige Kälte, keinen ununterbrochenen Trauerton erlaubt und gestattet. Die Zuhörer müssen ihn betrachten können, als den Boten des Friedens und der Freude, der ihnen den Zugang zu diesen Freuden zu eröffnen kommt, und ihnen das höchste Wesen als einen versöhnten liebevollen Vater darstellt.

Religion ist Bedürfnis; ist die richtigste Anweisung zum Glück der Menschheit: Sie ist aber auch das **vesteste** Band der menschlichen Gesellschaft.

Sie lehrt uns, daß wir **all einen Gott** haben, der jedem Herr und Vater ist. Keiner darf sich bemühen, welchen Führer er für dieses Leben sich wählen soll, der seine Schicksale ihm vorherbestimmte und nach untrüglicher Weisheit die Pfade ihm gehen heiße, welche gerade für ihn die vortheilhaftesten wären. Eben der Gott, der Tausende vor ihm führte, und dessen ewige Weisheit auch ihm für diese Welt als menschliches Wesen bestimmte, ist sein Gott, so lange er ist, und bleibt für ihn derselbe durch Ewigkeiten hindurch. Eben der Gott, der alle den Wesen, vom Menschen an bis zu dem Thiere, das sich auch vor dem bewaffneten Auge ins Unsichtbare verliert -- Glückseligkeit zum Zweck machte; der ist auch der seinige. Der Gott, der die Gebete vernimmt, welche von den Thronen der Erde zu ihm steigen, hört eben so gern und so genau als diese, auch die Gebete dessen, der in der verborgensten Hütte mit einfältigem Herzen sie ihm vorträgt. Der Gott, der dem Bewohner

Deutsch-

Deutschlands Waitzen und Korn und die Traube wachsen läßt, giebt auch dem Grönländer das Fleisch der Seehunde zur Nahrung und Moos zur Bequemlichkeit. In eben den Plan Gottes, in welchem die Umwälzungen und Veränderungen ganzer Länder und Völker begriffen sind, gehört auch das Schicksal der einsamen Witwe, deren einziges Kind jetzt von den Pforten des Todes wiederkehrt. Das Zenith und Nadir eines jeglichen Wesens trifft, wenn mir so zu sagen erlaubt ist, einen Gott, Regierer und Vater!

Gleichheit haben alle Menschen in Ansehung ihrer hiesigen Bestimmung. Sie ist Glückseligkeit, wovon ich schon oben mehr gesagt habe. Glaubt ein Individuum der Menschheit sie nicht zu finden, so liegt das Hinderniß im Kontrast der Mittel zum Zweck, und in den Stöhrungen anderer Dinge außer ihm, bei dem Bestreben nach einzelnen Freuden. Gleichheit ist unter allen Menschen in Ansehung ihrer Neigungen und Begierden. Jeder Mensch hat seine guten, jeder seine schwachen Seiten und Lieblingsthorheiten. Da sind Eigennutz, Vorurtheil, Trägheit für andere zu wirken, Stolz und Launen; hingegen auch Hang zum Vergnügen, eine gewisse Achtung für

die Tugend, Hang zur Theilnehmung und zum Mitgenuss, ein Scheuen vor Schaamlosigkeit und Undank und dergleichen, in größerm oder geringerem Grade, — welche nur durch eigne Bearbeitung verändert werden können. --- Die Menschen sind sich einander gleich, bei Erwägung ihrer körperlichen und geistigen Bedürfnisse. Sie alle bedürfen der Pflege und Wartung in den Jahren der Kindheit, und --- bis an den letzten Augenblick ihres Hierseins haben sie Speise, --- Erholung und Ruhe nöthig. Nur stufenweise gelangt ihr Geist zu Fertigkeiten, und muß mittelbar zu höherer Vollkommenheit steigen. Sie haben gleiche Besorgnisse und Gefahren, welche sich auf die Fortdauer ihres Lebens beziehen. Sie alle sind Krankheiten und Zerrüttungen ihres Körpers ausgesetzt, und mit gemeinschaftlichem Schritt gehen sie alle, der eine voran, der andre nach der Endschaft ihres hiesigen Lebens --- dem Tode entgegen. Aber, so wie dieß allen gemeinsam ist: so liegt auch in ihnen allen die Hoffnung einer zukünftigen Dauer nach dem Tode. Diese süsse Trösterin in so manchen Leiden, bei so manchem Druck der Seele und des Körpers, diese begleitet den Menschen bis zum Scheidepunkt. — Der verlassne Sterbliche, wie der, dessen Win-

ken Tausende zuvorzukommen suchen, und alle die, welche zwischen ihnen stehn, haben diese Hoffnung mit einander gemein. Sie alle sehen mit dem Gedanken in jene Welt: — „*Dort wirst du wieder sein!*“

Wenn nun die Religion Jesu die Menschen auf diese Gleichheit aufmerksam macht, und ihnen Menschenliebe als Gottesgesetz vorlegt; wie genau werden dann durch dieß Band, die Glieder der menschlichen Gesellschaft vereinigt! Wie unaussprechlich wohlthätig erscheint da der einzige — göttliche Erlöser — dem ganzen Menschengeschlecht! Er welcher sagte: *Daran wird man erkennen, daß ihr meine Nachfolger seid, wenn ihr Liebe unter einander habt.*

Wie erhaben, groß und wohlthätig ist daher das Geschäft des Religionslehrers, wenn er die Religion dem Menschen vorträgt, welche für ihn ein Bedürfnis, ein Weg zur Glückseligkeit und ein Band ist, wodurch die Glieder der menschlichen Gesellschaft vereinigt werden; und wenn er ihm ihre hinlänglich bewiesenen empirischen Wahrheiten, so anschaulich als möglich macht und seine körperlichen Kräfte, besonders seine Sprachorgane zweckmässig und in den Schranken der Be-

scheidenheit, Demuth und Sanftmuth, die ihm die Religion selbst anweist, gebraucht und anwendet!

4. Reinheit des Herzens und untadelhafter Wandel.

Es ist ohnstreitig für den, der die Religion Jesu lehrt, das Uebereinkommen seines Willens und seiner Handlungen mit der Lehre Jesu in verschiedener Hinsicht, wesentlich nothwendig. Ihm muß jede Pflicht des Christenthums, wenn ich so sagen darf, dreimal heilig sein: denn jeder setzt stillschweigend voraus, daß der, der die Pflichten durchdenkt, prüft, zergliedert, anschaulich macht und empfiehlt, auch der erste sein müsse, der sie ausübt und thut. Um sein selbst willen ist er verbunden, --- wie jeder seiner Mitbrüder, christlich tugendhaft zu leben, und zu handeln; aber zugleich auch um derer willen, welchen er ein Vorgänger im praktischen Christenthum sein soll. Dieß ist jedoch größtentheils ein Objekt der Pastoraltheologie, welches mich hier von meinem Zweck zu weit abführen würde. Grofse Männer haben bereits reichlich mit ihren Belehrungen für den Predigerstand gesorgt. Ich rede daher hier nur in so fern von

dem Wandel des Predigers; in wie fern er Beziehung und Einfluss auf Euphonie und Wohllaut seiner Vorträge hat.

Wenn er aus Erfahrung die Wohlthätigkeit der Religion Jesu lichtvoll kennt; wenn er nicht bloß von ihrer möglichen, sondern vielmehr von ihrer leichten Anwendung auf das wirkliche Leben, durch jahrelange Befolgung derselben überzeugt ist; wenn er ihre Vortreflichkeit aus den seligen Folgen, und aus dem Genusse aller der Freuden, zu denen sie ihn führte, erkennt; --- mit einem Worte, wenn er durch sie die theoretische Vernunft mit der praktischen zu verbinden weiß: --- dann wird gewiß Freudigkeit ihn auf den Lehrstuhl begleiten, wo er die Kenntniß dieser beglückenden Religion auch andern mittheilen soll. Die Wichtigkeit seines Geschäfts, und die Beglückungen seiner Brüder liegen ihm stets im Auge; er sieht sie für seine hiesige Bestimmung an. Seine ganze Seele wird bei seinen Vorträgen sein, eine Lebhaftigkeit wird sich über sie verbreiten, welche jede Einförmigkeit, jeden Gleichsinn, jede Kälte verdrängt, und eine Gefälligkeit und Anmuth, welche jeden Zuhörer zauberisch für die Wahrheiten einnehmen werden.

Liebe zu Gott und seinen Brüdern, wenn diese sein Herz durchwärmt, und nicht nur zu jeder Handlung, welche er im gemeinen Leben thut, Veranlassung ist, sondern besonders dann, wenn er in seinem Beruf als Lehrer vor einer lehrbegierigen Gemeinde steht; so wird seine Arbeit, so sehr sie auch seine körperlichen und geistigen Kräfte anstrengt, dennoch ihm leicht werden. Es werden ihm selige Stunden sein, wo er den Drang befriedigen kann, für seine Brüder zu wirken, wie sein großer Vorgänger es that. Die Freude des Nützlichwerdens wird auf seinem Angesichte lesbar sein, und durch seine Sprache und Stimme sich jedem, der ihn sieht und hört, darstellen.

Und wie könnte er in dieser Freude gestöhrt werden, wie könnte er veranlaßt werden, zu einem ängstlichen Vortrage herabzusinken? da sein Gewissen ihm sagt: Dein Leben kommt mit diesen Wahrheiten, die du vorträgst, überein, und sind sie auch noch nicht im höchsten Grade der Vollkommenheit von dir ausgeübt worden, so war und ist doch dein Bestreben darnach lauter und rein und groß! Er weiß, daß alle die ihn jetzt hören, keinen Anstoß finden werden in der

Annahme der Wahrheit, wenn sie einen Blick auf sein Leben werfen; er weiß, daß es ein Creditiv seiner Aussagen ist, weil er immer im richtigsten Verhältnisse mit Gott und den Menschen zu stehen suchte. Er war ein wohlwollendes und gütiges Oberhaupt seiner Familie, ein unpartheiisch liebender Vater seiner Kinder, ein treuer zärtlicher Gatte, ein Freund und Wohlthäter jedes Gliedes seiner Gemeinde durch Rath, Warnung und Hülfleistung; ein friedliebender Nachbar u. s. w. Wo fände nun Aengstlichkeit Statt in seinem Ton? denn auch dann, wenn ihn die Leiden seiner Mitmenschen und die Wunde, die der Tod einer der ihrigen ihnen schlug, zur Theilnehmung und Mitgefühl auffordern; auch dann wird ihm Erfahrung und Ueberzeugung, daß wir jedes Leiden, auch das bitterste aus den Händen eines liebevollen Vaters erhalten, zu einer weisen Mäßigung führen, und ihn geschickt machen, durch Tröstungen die ihm die Religion Jesu an die Hand giebt, das Herz des Leidenden zu erleichtern und Friede in seine Brust zu bringen.

Mitleidig und bedaurend wird seine Stimme sein, wenn er von den Irrungen seiner Gemeinde

als Lehrer zu reden verbunden ist; aber nie wird sie beleidigend werden, weil er selbst von sich weiß, welchen Kampf die Besiegung der Leidenschaften fodert, welche Beherrschung seiner selbst und welche ununterbrochene Aufsicht auf sich sie verlangt. Ja auch hier kann sein Ton zur Freude übergehn, wenn er der Augenblicke gedenkt, wo er sich als Sieger seiner Leidenschaften erkannte, und kann die himmlische Wonne, den süßen Lohn des Sieges im Tone der Freude seinen Zuhörern darstellen.

Gewiß ist es, daß dann, wenn die Ueberzeugung von dem richtigen Verhältnisse seines Wandels mit der Lehre Jesu in ihm liegt, oder wenn Ruhe und Heiterkeit sein herrschender Gemüthszustand ist, daß auch dann eine Anmuth und ein Reiz über seinen äußerlichen Vortrag ausgegossen ist, und daß diese in ihm liegenden Ueberzeugungen die natürliche Basis und die sicherste Quelle des Wohllauts werden. Die Regeln der Kunst kommen ihm dann nur in so fern zu statten, daß er durch sie hie und da seiner Natur eine noch größere Richtigkeit und Genauigkeit giebt, und ihr bei den verschiedenen Wendungen nach Maaßgabe des Objekts seiner Vorträge einen bestimmten und vesten Gang anweist. Bei einer solchen glück-

lichen Vereinigung der Natur und Kunst, kann er dann des Siegs über die Herzen seiner Zuhörer gewiß sein, und kann glauben, daß er die Wahrheiten ihnen nicht bloß für die Stunden ihrer Zusammenkunft, zu einem süßen Gefühl vortragen wird, sondern, daß sie in ihr wirkliches Leben, warum sie eigentlich vorgetragen werden sollen, übergehen werden. Welch ein Wachsthum seiner hiesigen Freuden! — Welch eine Erhöhung der Wonne, hinzusehn auf jene Tage der ewigen Vergeltung!!

Und gesetzt, daß er nicht im Stande wäre, alle Schönheit und Anmuth in seinen äußerlichen Vortrag zu bringen; so wird gewiß das Herzliche desselben viele Mängel unbemerkbar machen. Man wird seine Vorträge dennoch gern hören und sich bereit fühlen, der Wahrheit, die er vorträgt — und genau ausübt, auch nachzuleben und ein Glück zu erreichen, welches der Christ erreichen soll und kann.

Fünftes Kapitel.

Regeln des Wohllauts, zur Anwendung
selbst.

Es läßt sich aus dem, was in den vorhergehenden Kapiteln über Euphonie gesagt worden ist, nun der Begriff derselben sehr leicht folgern und gedrängt angeben. *Wohllaut ist das natürlich richtige Uebereinkommen der Wortsprache mit der Sprache der Töne, wodurch unsre Gedanken und Empfindungen andern versinnlicht werden.* Die Wortsprache nimt Rücksicht auf den Verstand; die Tonsprache hingegen aufs Herz.

Hieraus fließt die Nothwendigkeit, daß die Regeln der Euphonie sich zuerst mit der Wortsprache, oder mit der Sprache des Verstandes; oder auch mit der Aussprache: und dann mit der Tonsprache, oder der Sprache der Empfindungen; oder, welches einerlei ist, mit der Stimme, beschäftigen müssen.

Mit der richtigen Aussprache, oder Orthographie deutscher Wörter, haben sich, im weiten

Sinn) bereits grofse Männer sehr wohlthätig beschäftigt, und haben viele Schwierigkeiten, die sich der Bearbeitung einer lebenden Sprache entgegenstellen, glücklich besiegt. Ich dürfte also, bei der Bearbeitung dieses Theils der Euphonie, mich nur auf die schon vorhandenen Regeln der Sprache beziehen, und bei Voraussetzung, daß Prediger und Redner überhaupt, welche in deutscher Sprache sich hören lassen, schon damit bekannt sein werden, — sogleich die Regeln der Stimme angeben. Allein, — weil das Feld der deutschen Sprachlehre zu weitläufig ist, und mit den Regeln der Aussprache, zugleich die Regeln der Schreibart, der richtigen Theilung, der gehörigen Buchstabenwahl, die Regeln der Ortanweisung der Wörter im Verhältniß mit andern, und dergleichen mehr, verbunden sind; so würde bei meinem Versuche eine allzumühsame Auswahl derer Regeln erforderlich sein, welche mit den Regeln der Stimme in genauester Verbindung stehn. Hierzu kommt noch, daß viele Gesetze der Wortsprache, wie sie die Euphonie verlangt, gar nicht, oder doch zu wenig bearbeitet worden sind. Um daher die Auswahl der Regeln, welche in Hinsicht der Euphonie zu wissen nöthig sind, nicht einem jedem, der für den äußern

Vortrag sich zu bilden sucht, selbst zu überlassen; so will ich sie hier im Zusammenhange und mit genauer Beziehung auf die Regeln der Stimme vorzutragen mich bemühen. In dieser Hinsicht werden verschiedene Regeln ganz neu erscheinen; andere aber, und bereits schon anders wo berührte, theils mehr ausgeführt, theils enger zusammengezogen sein; je nachdem sie auf die Tonsprache Beziehung haben. Alles übrige, was zur richtigen sinnlichen Darstellung fürs Auge, oder für die Schreibart, dem Sprachkenner zu wissen nöthig ist, und noch mehr — das, was jeder, der nur deutsch spricht und in der dürftigsten Schule im Lesen unterrichtet worden ist, wissen wird, — würde hier am unrichtigen Orte stehn; da diese Regeln nur zur Befriedigung und zur angenehmen Empfängnis des deutschen Ohrs dienen sollen.

Erster Abschnitt.

Regeln der Wortsprache.

I. Charakteristische Reinigkeit.

Diese Reinigkeit fordert, daß so wohl die Selbstlauter und Diphthongen, als auch die Mitlauter

genau den Laut haben, welcher sie von andern unterscheidet, und daß bei der Zusammensetzung dieser Buchstaben, oder bei den Sylben auf ihre Länge und Kürze gesehen werde.

1. Charakteristik der Selbstlauter und Diphthongen.

Wenn man einen tadelfreien Unterricht in der deutschen Sprache, und ein sorgfältiges Achthalben des Lehrers auf die Treue seines Schülers, in Betreff der reinen Aussprache der Buchstaben, durchgängig voraussetzen könnte; so würde hier eine bloße Hinweisung auf jenen ersten Unterricht hinreichen. Da aber eine genaue Anweisung über den Laut der Buchstaben, und über die, — für jeden Buchstaben erforderliche Richtung des Mundes und der Sprachorgane überhaupt, größtentheils bei dem ersten Schulunterrichte vergessen wird, und man bei demselben — gleichsam einen frühern Unterricht schon voraussetzt: (ich meine, den gewöhnlich tändelnden der Wärterinnen und der ersten Pfleger der Kinder,) — so muß sich hier ein großes Hinderniß und eine nicht geringe Schwierigkeit zeigen, wenn der charakteristische Laut der Buchstaben durch Umschreibung allein, und nicht zugleich durch münd-

liche Anweisung, versinnlicht werden soll. Die Beschaffenheit der Organe ist nicht bei allen durchgängig einerlei; daher auch die Wendungen, welche sie nehmen, um gerade diesen, und keinen andern Laut hörbar werden zu lassen, verschieden sind. Bloß auf Beispiele richtig sprechender Personen zu verweisen, ist auch nicht ganz sicher (und Vorthail versprechend); weil das Eigenthümliche eines jeden Buchstabens in der Verbindung mit andern nicht so anschaulich wird, daß die Anweisung, für jeden — einzelnen, entbehrlich würde. Folgende Charakteristik setzt eine solche Vollständigkeit der Organe voraus, wie sie jeder öffentlich auftretender Redner haben sollte.

a — verlangt einen Laut, welcher, bei einer weiten Eröffnung des Mundes und der Zähne, ohne Verengung der Kehle, durch einen sanften Odemstofs hervorgebracht wird.

e — hat einen Laut, welcher durch mittelmässige Eröffnung des Mundes und der Zähne, an deren untere Reihe sich die Zunge anschliesst, und durch einen kleinen Druck der Kehle entsteht.

Anmerkung. Das — *e* — wird auf zweierlei Art ausgesprochen, natürlich oder hell

und — matt. Die natürliche Aussprache desselben, verlangt die oben angezeigte Richtung der Organe; die matte hingegen hat zwar auch diese Vermittelung, doch muß die Oeffnung des Mundes grösser sein, fast wie bei dem — *a*.

Das natürliche oder helle — *e* — findet sich:

1. In den Wörtern, die sich auf — *e*, *ee*, *eh* — endigen; als in *See*, *alle* u. s. w. so wie auch in den Sylben, welche ein doppeltes — *e* — haben, wenn kein — *r* — darauf folgt; als in *Seele*; hingegen ist das — *e* — matt in *Heerde* und *leer*.

2. In allen Wörtern, wo ein — *r* — auf das — *e* — folgt, doch so, daß dazwischen ein — *h* — steht; als in — *mehr*, *sehr*, *ehren*: ausgenommen sind hier, *entbehren*, *begehren*, *zehren*.

3. In fremden Wörtern; als in *Komet*, *Prophet*, *Ceder*, *Szene*, *Sirene*, *Homer*. Diejenigen ausgenommen, welche man lieber mit einem *ä* schreibt; als *Italiener*. Ferner in den Wörtern: *eher*, *ehe*, *gehen*, *ehern*, *jeder*, *Herold*, *jener*, *Regel*, *Rhede*, *Schlehe*,

Trompete, Schlesien, Wehe, Zehe. (In *geschehen* und *sehen* ist es streitig; doch ist es meistens matt.) *Lehnen*, (Geld oder sonst etwas) mit hellem --- *e* ---, ist von *lehnen*, (an die Wand) mit mattem --- *e* --- zu unterscheiden.

4. In den kurzen Sylben mitten im Worte; als in *Schmeichelei, Schelmerei, älteste, Aenderung*.

Außer diesen genannten Fällen ist das --- *e* --- matt, am stärksten vor dem — *r* — als in *leben, sehnen, drehen, wer*.

i — wird mit ähnlicher Richtung des Mundes, der Zähne und der Zunge ausgesprochen, als bei dem — *e*; nur muß die stärkste Zusammenziehung der Kehle damit verbunden werden.

o — hat einen Laut, welcher vermittelt eines gewölbten Mundes, und zusammengezogener Lippen entsteht, wobei die Zunge schwebend gehalten und die Kehle ganz offen gelassen wird.

u — fordert zu seinem Laute, welcher aus der Tiefe des Gaums gestossen wird, daß die Lippen, besonders die unterste, aufgeworfen werden, ohne sie ins Breite zu ziehen. Die Zunge schwebt und die Kehle wird etwas verengt.

y —

y --- verlangt eben die Vermittelung der Organe, als das --- *i*.

ä — wird mit eben der Richtung des Mundes und der übrigen Organe ausgesprochen, wie das — *e* — Es hat wie dieß einen zwiefachen Laut.

Anmerk. Hell wird es ausgesprochen, wenn es kurz ist; ausgenommen vor dem — *r* — hingegen matt, wenn es lang ist. Allein in *Dignität*, *Majestät*, *Cäsar* und in allen Wörtern, welche lateinischen Ursprungs sind, hat es den hellen Laut, ob es gleich lang ist.

ö — will einen gewölbten Mund und zusammengezogene Lippen haben, wodurch die Oeffnung des Mundes verengt wird; zugleich aber auch eine an die untere Zahnreihe anliegende Zunge, wie bei dem — *e*.

ü — verlangt aufgeworfene und zusammengezogene Lippen, wie das — *u* —. Die Zunge liegt an den untern Zähnen und überhaupt muß der Ton aus der Tiefe des Gaums geholt werden.

ie — hat den nämlichen Laut, wie das einfache — *i* — nur etwas gedehnt. Aus dem

Grunde lassen manche das — *e* — im Schreiben weg. Der Laut des — *i* --- verschlingt den Laut des --- *e*.

ei --- hat einen Laut, in welchem beide Buchstaben, woraus der Diphthonge besteht, hörbar werden. Es muß sich aber die Richtung der Organe für den einen, schnell in die Richtung für den andern umwandeln; damit die Laute beider Buchstaben in einen zusammenfließen. Weil jedoch die Vermittelung der Organe bei dem --- *e* --- beinahe eben so, als bei dem --- *i* --- ist, und das Dasein beider Buchstaben, wegen der allzunahen Verwandtschaft in der Aussprache leicht zu verkennen wäre, so nimmt das --- *e* --- in diesem Diphthongen fast ganz den Laut des --- *a* --- an; so daß — *ei* — in der Aussprache wie *ai* lautet.

ai — läßt sich nun durch die Erklärung des — *ei* — leicht erkennen. Der Laut entsteht durch den schnellsten Uebergang des Lauts vom — *a* --- in den Laut des --- *i*.

au --- verlangt viel Geschmeidigkeit der Organe, weil die Richtung des Mundes bei dem --- *a* --- derjenigen am meisten entgegen ist, wel-

che das --- *u* --- fordert; und doch bei diesem Diphthongen eilig in einander fließen muß.

eu --- wird dadurch schwer in der Aussprache, weil der Mund aus der Lage, die er bei dem --- *e* --- hat, nicht leicht in die übergehen kann, welche bei dem — *u* — nöthig ist. Es hat daher dieser Diphthonge fast den Laut von --- *äü* --- Damit er aber in der Aussprache nicht dem --- *ei* --- gleich komme; so muß das Rauhe des --- *ü* --- besonders hörbar werden: denn sonst würde *euch* und *Eichwald* wenig unterscheidendes haben.

äu --- wird wie --- *eu* --- ausgesprochen.

oi --- bleibt seiner Natur ganz treu. Die Richtung der Organe vom --- *o* --- geht eilig über in die, welche das --- *i* --- verlangt.

Diese Selbst- und Doppellauter sind in der deutschen Sprache gewöhnlich. Da aber diese Laute nicht immer in einerlei Zeitlänge gebraucht werden; so ist es nöthig, hier sogleich die Regeln anzuführen, nach welchen die hörbare Dauer derselben zu bestimmen ist.

Ein Vokal wird lang ausgesprochen:

1. Wenn er am Ende der Silbe steht, oder ein — *h* — unmittelbar darauf folgt, welches

die Silbe schliesst; auch dann, wenn ein Mitlauter in der Silbe auf den Vokal folgt, aber ein — *h* — dazwischen steht. Z. E. *Adel*, *gehen*, *droben*, *Bohne*, *mahlen*, *gewöhnlich*, *wohnte*, *Ahnung*, *fühlbar*.

Anmerk. Man findet das — *h* — fast allein vor den Buchstaben — *l*, *m*, *n*, *r*, und wird das Verlängerungs — *h* — genannt.

2. Wenn er im Stammworte lang gewesen ist; als in *schwebten*, weil es von *schweben* abstammt, ferner in *lobt*, *grabt*, *schabte*.

3. Wenn bei der Verlängerung des Wortes, der Vokal ans Ende der Silbe kommt; so ist er im Worte selbst lang. Z. E. in *Grab* und *Tod*, weil man sagt, des *Grabes*, des *Todes*; und so auch in *kam*, *Graf*, *Tag*, *Lob*, *Glas*, *Grad*, *Trog*.

4. Alle Doppellaute oder Diphthongen und verdoppelte Selbstlaute sind lang. Z. E. *Zierde*, *Wein*, *Schlauch* und *Aas*, *Aar*, *Maaß*, *Schoofs*. (Die Buchstaben, — *ä*, *ö*, *ü*, werden von einigen zu den Selbstlautern, von andern zu den Doppellautern gezählt; in der Aussprache aber werden sie theils kurz, theils lang gebraucht.)

Anmerk. Außerdem sind nach dem besten Sprachgebrauche lang: *Adler, Art, Bars, Bart, Bratsche, dar, gar, Harz, Magd, Pabst, Schwarte, zart*; ferner, *Gebärde, Färse, Kardätsche, Kartätsche, Mäkler, wirts, (himmelwärts) nur, dir, wir, Cherubim, Seraphim, Brod, Mond, Obst, empor, vor, Probst, tod, Voigt, Börse, nur, nun, zur, Ur, (Ursach,) für.*

Kurz ist der Vokal:

1. Wenn er vor doppelten und mehreren Mitlautern steht. Z. E. *Mann, kennen, schwellen, brüllen, kommen, Hand, recht, kurz, Hund, schlürfen.* — *ch, st, auch* — *sch*, gelten in einigen Wörtern für doppelt, in andern für einfach. Einfach sind sie — in *brach* und in ähnlichen Imperfekten; ferner in — *drasch, Buch, Büche, brach, (unbebaut) hoch, Kuchen, Küchlein, Schmach, Sprache, verrucht, Tuch, düster, husten, Kloster, Ostern, Oesterreich, Füstreich, Rüster, Schuster, Frost, wüst, Maschine.*

2. In einsilbigen Wörtern, die keine Veränderung leiden, und sich nur auf einen Mitlauter endigen. Z. E. *mit, in, man, hin, nach, ob, um, von.* Die Ausnahmen stehen oben bei der langen Aussprache der Vokale.

2. Charakteristik der Mitlauter.

So groß die Schwierigkeiten sind, die Vermittelung der Sprachorgane, bei der Aussprache der Selbstlauter und Diphthongen anschaulich zu machen; eben so groß und noch größer sind die Schwierigkeiten, wenn man die Anwendung der Sprachwerkzeuge bei den Mitlautern, fälschlich beschreiben und der Natur eines jeden Individui gemäß — darstellen will. Sie sind gleichsam die Bekleidung der Selbstlauter, oder die Zeichen derselben, welche Wirkungen sie in der Denkkraft und in den Empfindungen hervorbringen sollen, und was man durch ihren Laut anzuzeigen willens ist. Ohne die Mitlauter ist jeder Vokal ein unbedingter Laut; aber vermittelt der Wendungen, welche unsere Organe vor und nach ihm nehmen, oder durch den Druck der Kehle, durch das Schlagen der Zunge, durch Zusammenhaltung der Zähne, Verschließung des Mundes, vermöge der Lippen, und dergleichen, — wird der Selbstlauter so hörbar, daß man die Absicht seines Lauts wahrnimmt. Auf diese Art entstehen Silben und Worte.

b —. Die Lippen liegen auf einander, doch nicht vest, damit sie ein leiser Odemstofs tren-

nen kann. Bei dem — *p* — sind die Lippen vester aufeinandergelegt; der Odem preßt sich und fährt schnell durch die sich trennenden Lippen.

c — verlangt eine zwiefache Vermittelung der Organe. Wenn es vor — *a*, *o*, *u*, vor einem Mitlauter und am Ende der Silben steht, so wird es wie — *k* — ausgesprochen. Der Gaum wird völlig verschlossen, und dann der Odem, welcher sich da sammelt und preßt, plötzlich entlassen. Vor — *ä*, *e*, *i*, *ö*, *ü*, *y*, und den Diphthongen, welche aus diesen Buchstaben bestehen, spricht man es aus, wie — *z* — wobei die Zunge oben im Munde, bei offenen Lippen über den Zähnen vest anliegt, und durch schnelles Wegziehen die vorrätliche und aufgehaltene Luft, schnell durch die Zähne fährt.

d — Die Zunge liegt im offnem Munde locker oben an; dadurch, daß sie leise weggenommen wird, gleitet der Odem sanft über sie hin, ohne durch die Zähne zu gehen. Das — *t* — fordert einen starken Druck der Zunge, der Odem preßt sich, und fährt schnell über sie hin.

In lateinischen Wörtern, welche in die deutsche Sprache aufgenommen worden sind,

wird das — *t* — vor dem — *i*, wenn *a*, *i*, *o*, *u*, drauf folgt, wie — *z* ausgesprochen. Z. E. *Portion*.

f —. Die obere Zahnreihe wird auf die untere Lippe aufgesetzt, wodurch der Odem stark gestossen wird. Bei dem — *v* — steht die Zahnreihe nicht so fest an, und der Odem geht weniger gehindert und leise durch die Oeffnung.

g --- wird wie ein leises --- *k* --- ausgesprochen, dessen oben bei dem --- *c* --- gedacht worden ist. Der Odemstofs ist dabei äufserst schwach. Nie darf es im Anfange der Wörter als --- *j* --- ausgesprochen werden; daher nicht --- *Jott*, sondern --- *Gott*, nicht --- der *jute* Sokrates, sondern der *gute*. In der Endung --- *ig* --- aber, nähert sich das --- *g* --- dem --- *ch*.

h — besteht in einem blofsen Hauche.

j --- Die Zunge wird in die Höhe gehalten, dafs sich dadurch der Odemgang verengt. Die Kehle wird ein wenig zusammengezogen und der Odem schlüpft leise durch die Oeffnung.

k --- ist oben bei dem --- *c* --- beschrieben.

l ---. Die Zunge wird bogenförmig oben im Munde mit der Spitze angesetzt, dafs der Odem auf beiden Seiten derselben vorbeigelit.

m —. Die Lippen werden verschlossen gehalten und die Luft geht, mit einem dumpfen Tone begleitet, durch die Nase.

n —. Bei offnem Munde wird die Zunge oben angelegt und der Odem geht wie bei dem — *m* — mit einem dumpfen Tone, durch die Nase.

p — ist bei dem — *b* — angezeigt worden.

q — hat eben die Vermittelung der Organe, wie das — *k* —, welche aber schnell in diejenige übergeht, welche das — *w* — fordert. Es hat allezeit ein — *u* — bei sich.

r —. Bei offnem Munde wird die Zunge oben löffelförmig und schlaff angelegt, so daß der Odemstofs sie in eine zitternde Bewegung versetzt.

f — *s* —. Die Zunge wird mit der Spitze so hoch gehalten, daß zwischen ihr und der obern Wölbung des Mundes, ein kleiner Raum bleibt, durch welchen sich die Luft drängt und dadurch ein|Lispeln erregt. Die Lippen sind dabei in die Breite gezogen.

t — ist schon bei dem — *d* — beschrieben worden.

v — findet man bei dem — *f* — geschildert.

w —. Die Lippen werden zusammengezo-

gen, doch nicht zu stark; so — daß sich die Oeffnung des Mundes etwas rundet, wodurch die Luft in leisem Gange geht.

x —. Wie bei dem — k — wird der Gaum zusammengezogen. Die dadurch aufgehaltene Luft fährt schnell hervor und geht durch eine Oeffnung, welche die Zunge an der obern Wölbung des Mundes macht, wie bei dem — s —.

z — findet man oben bei dem — c — beschrieben.

Von diesen Mitlautern nennt man — b, d, q, v , weiche und — p, t, k, f , harte Buchstaben, weil sie gleiche Anwendung der Organe haben; aber die Anstrengung derselben bei jenen sehr gering, bei diesen hingegen stark sein muß. — (Man könnte auch das — g — weich nennen, im Verhältniß mit dem — k — und — ch .) Am Ende der Wörter lassen sie sich schwer von einander unterscheiden; z. E. *Sarg*, *Sieg*, *Kalb*, *rund*, *Klang*; doch muß man, mit Vermeidung alles ängstlichen Zwanges, ihrer natürlichen Aussprache so treu als möglich zu bleiben suchen; besonders in Wörtern, wo diese Buchstaben die Bedeutung ändern, z. E. — *Ende* und *Ente*.

Außer der Verdoppelung der einzelnen Mitlauter, oder — daß ein Mitlauter zu sich selbst gesetzt wird, nehmen die Deutschen noch andere Doppelstumme an, wo ein Mitlauter mit einem andern verbunden wird, daß sie beide einen ausmachen. Diese sind: *ck, ch, rh, sch, ph, th, pf, /s, /p, /t, tz*; wovon — *ck, rh, th, ph, tz*, wie — *k, r, t, f* — und — *z* — ausgesprochen werden; auch — */s* — wie — *s*, nur etwas schärfer. Die übrigen hingegen leiden in der Aussprache Veränderungen.

ch —. So wie bei dem — *j* — der Odengang durch die Zunge und durch Zusammenziehung der Kehle verengt wird; so geschieht es auch hier, doch in einem noch größern Maasse, wobei auch der Hauch stärker sein muß.

sch —. Die Zunge nimmt hier eben die Wendung, als bei dem — */* —, nur daß dabei die Lippen aufgeworfen werden, wodurch aus dem Lispeln ein Zischen entsteht.

pf — kommt dem — *f* — sehr nahe, daher es auch viele als ein bloßes — *f* — aussprechen, besonders im Anfange der Sylben und nach einem Mitlauter, z. E. *empfangen, Dampf*: richtiger aber ist es, wenn sich die Lippen vorher pressen, ehe das — *f* — gehört wird, zumal nach einem

Selbstlauter, wo das — *p* — gehört werden muß; als in — *Napf*, *Topf*.

sp — wird im Anfange der Wörter und in der Mitte derer, welche von solchen, die sich mit — *sp* — anfangen, abgeleitet sind, wie — *schp* — ausgesprochen; (in einigen Gegenden ausgenommen,) z. E. *springen*, *Spiegel*, *Gespann*, *verspielt*, *entspringen*. Außerdem wird es in der Mitte der Wörter natürlich ausgesprochen, und macht den vorhergehenden Vokal kurz; oder — die Organe nehmen ganz die Wendung, welche das — *s* — verlangt und gehen schnell zur Vermittelung für das — *p* — über; z. E. *Zaspel*, *Haspe*, *Wespe*, *lispeln*, *räuspern*.

st —. Mit diesem Doppelstummen hat es fast die nämliche Bewandnis, als mit dem vorhergehenden. Er wird auch im Anfange der Wörter, in der Mitte derer, welche von ihnen abstammen und am Ende, wenn ein — *r* — vorhergeht, wie — *scht* — ausgesprochen. Z. E. *Stand*, *stehen*, *Stirne*, *Strudel*; ferner, *gestehen*, *bestritten*, *Gestirn*, *verunstaltet*, und — *wirst*, *erst*. Außerdem behält er am Ende und in der Mitte der Wörter seinen natürlichen Laut; als in — *List*, *bist*, *Wüste*, *Obst*, *Auster*, *kosten*; desgleichen in allen Beiwörtern, Mittelwörtern, (parti-

cipiis,) und Nebenwörtern, wenn sie in der höchsten Stufe, oder im Superlativ stehen; z. E. *heiligste, geliebteste, am schönsten.* *)

Diese Doppelstummen und alle zu sich selbst gesetzten oder verdoppelten Konsonanten, müssen in der Aussprache genau von den einfachen — und diese von den verdoppelten unterschieden werden. Widrigenfalls ist es sehr leicht möglich, daß eine Verwechslung der daraus entstehenden Begriffe erfolgt. Die Ursache dieser Verwechslung muß man bloß in einer gewissen Trägheit der Organe suchen. Man spreche daher nicht: *Breter, Stufe, Zifer*, statt — *Bretter, Stufe, Ziffer*; nicht *Vatter*, statt *Vater*; nicht *betten*, statt *beten* (zu Gott) und *beten*, statt — *betten*, (das Bette bereiten.)

3. Länge und Kürze der Silben.

Die einsilbigen Wörter der deutschen Sprache, sind lang und kurz nach Maafsgabe der in ihnen befindlichen langen oder kurzen Selbstlauter.

*) Diese Doppelstummen — *sp* und — *st*, habe ich nach der Aussprache beschrieben, wie man sie in Sachsen, — dem Hauptsitze der deutschen Sprache, findet. Hätte ich sie so charakterisirt, wie sie ihrer Natur nach, nicht nach Gewohnheit, sein sollten, und wie sie bereits die Niedersachsen aussprechen; so würde ich der Ziererei beschuldigt worden sein. — Gewohnheit wird leider zur andern Natur!

Kommen aber etliche einsilbige Wörter zusammen, welche ihrer Natur nach eigentlich kurz sind; so ist dasjenige von ihnen lang, was dem Sinne nach das wichtigste ist: bei mehreren langen Wörtern, wird dasjenige nur lang gebraucht, was dem Sinne nach das Hauptwort ist.

In allen übrigen zwei- und mehrsilbigen Wörtern, ist die Tonsilbe, oder die Silbe, auf welcher der Ton liegt, lang: und da der Ton in manchen Wörtern auf der ersten, in andern auf der zweiten, dritten oder auf den folgenden Silben liegt; so ist auch die lange Silbe eines Worts, entweder die erste, oder die andere, dritte, vierte, u. s. w. — In *edel* ist die erste die Tonsilbe und lang; in *Konstantinopolitanischer* — die siebende. Gleichwohl können in einem Worte auſser der Tonsilbe noch andere lang sein. So ist in — *ungenützt*, die erste und dritte Silbe lang, obgleich nur auf der ersten der Ton liegt.

Weil in allen ursprünglich deutschen Wörtern, wenn sie nicht zusammengesetzt sind, die Hauptsilbe gewöhnlich den Ton hat; so ist also auch diese Hauptsilbe lang. Sie ist nämlich diejenige, welche übrig bleibt, wenn ich alles hinzugesetzte und der Veränderung unterworfenen, wegnehme. In — *tönen*, ist — *tö* — die Haupt-

silbe; *en* ist eine bloße Endung und hat das — *n* — an sich gezogen; in *unüberwindlichster*, die vierte. Weil jedoch durch die Zusammensetzung der Wörter, der Hauptsilbe auf mancherlei Art der Ton genommen wird, so merke man folgendes:

1. Wenn zwei Nennwörter zusammengesetzt werden, so bekommt, ohngeachtet das zweite das Hauptwort ist, das erste den Ton; z. E. *Hausrath*, *Blumenstrauss*, *Hausknecht*, *Abendwind*, *Morgenschimmer*, *Abendmahl*.

2. Auch bekommt ein Nebenwort, wenn es vor ein Zeitwort gesetzt wird, den Ton; als in — *hinkommen*, *emporbringen*, *dahertreten*, *hochschätzen*, *wohlthun*.

Das Nebenwort — *un*, macht hier eine Ausnahme; denn bisweilen hat es den Ton, bisweilen nicht; als — *ungeduldig*, *unsterblich*.

3. Ferner erhalten die Vorwörter den Ton, wenn sie vor Nennwörtern stehn; folgende unzertrennliche ausgenommen: — *be*, *ent*, *er*, *ge*, *ver*, *zer*. Z. E. *Anspruch*, *Ausdruck*, *Aufgeld*, *Beiwort*, *Durchgang*, *Gegentheil*, *Mitbruder*, auch *Antwort*. Hingegen haben die Nennwörter den Ton in — *Betrachtung*, *Entschädigung*,

Entwurf, Erwerb, Gewinn, Verbindung, Zerstörung.

4. Eben so wie bei den Nennwörtern ist es mit den Zeitwörtern, wenn Vorwörter ihnen vorgesetzt werden; doch sind hiebei die Wörter *durch, hinter, um, unter, über*, --- zu merken, welche den Ton verlieren, wenn die Bedeutung des Worts sich ändert, Z. E. --- ich *durchbreche*, und --- ich *breche durch*, ich *hintergehe*, --- und --- ich *gehe hinter*; ich *umgehe* --- und --- ich *gehe um*; ich *unterdrücke* --- und ich *drücke unter*; ich *überlaufe*, --- und --- ich *laufe über*.

Wider verliert den Ton in den meisten Wörtern, mit denen es verbunden wird; in --- *widerhalten* aber hat es den Ton. Auch ist in *vortreflich, ausnehmend, vornehmlich, ursprünglich*, --- der Ton auf der zweiten Silbe.

Außer der Ton- und Hauptsilbe sind noch die Ableitungs- oder Endsilben --- *ei* und *lei* --- zu merken, wovon die erste allezeit, die andere aber nur zuweilen den Ton erhält. Z. E. *Spötereie, Abtei, Schmeichelei, Tändeleie, allerlei*.

Die Ableitungssilbe --- *end* --- in --- *lebend*, zieht auch den Ton an sich, wenn die

End-

Endsilbe — *ig* angehängt wird; als — *lebendig*.
 Halb kurz und halb lang werden einige Ablei-
 tungssilben gebraucht, nämlich — *bar, haft,*
heit, keit, ling, sal, sam, schaft, thum, ung,
 wenn sie durch Zusätze verlängert werden; z. E.
essbare, lebhafte, Gottheiten, Seligkeiten, Spröss-
linge, Labsale, irrsamer, Herrschaften, Irr-
thümer, Täuschungen.

II. Vernehmlichkeit.

Mit der Kenntniß der charakteristischen Rei-
 nigkeit, muß die Vernehmlichkeit in der Aus-
 sprache genau verbunden werden. Sie verlangt,
 daß jeder Buchstabe, und noch mehr --- daß
 jede Silbe, nicht nur in einzelnen Wörtern; son-
 dern in der Vereinigung vieler, im Anfange und
 am Ende der Perioden, --- bei ruhiger Verbin-
 dung oder rascher Abstossung und Vereinzelung
 der Wörter, --- im langsamen und schnellen
 Gange und --- mit lauter und schwacher Stimme;
 --- --- vollkommen verstanden und gehört wer-
 de; und daß im Gegentheil --- kein Buchstaben,
 keine Silbe eine widerrechtliche Stärke erhalte.

Dem zufolge beabsichtigt die Vernehmlichkeit;
 mehr das Ganze oder --- die Vereinigung

deutscher Wörter in ihrer Lauterkeit darzustellen; da sich hingegen die charakteristische Reinigkeit mit dem einzelnen beschäftigt. Sie ist ein nothwendig wesentlicher Theil der Aussprache, und ist um so mehr der genauen Betrachtung werth, in so fern verschiedene Quellen der Unvernehmlichkeit und Undeutlichkeit der deutschen Sprache vorhanden sind, bei deren Zusammenfluß die Vernehmlichkeit grofse Hindernisse findet.

Vermittelst des Umgangs mit denen Menschen, in deren Zirkel wir geboren sind, ist es fast unvermeidlich, daß nicht der, von ihnen angenommene Dialekt, auch mit unsern Organen sich vereinige, wenn nicht eine unpartheiische Aufsicht — diese Vereinigung hindert. Und diese Dialekte der Sprache weichen oft so sehr von der Lauterkeit derselben ab, daß ein in einem andern Dialekt gebornes Ohr sehr viele artikulierte Töne gar nicht versteht; um weswillen es für den Volksredner ganz vorzüglich Pflicht ist, dieß Hinderniß der allgemeinen Deutlichkeit zu entfernen und sich an keinen Dialekt zu binden. — In der Sprache des alltäglichen Lebens würde es noch zu entschuldigen sein, sich — besonders

bei der ungebildeten Volksklasse des bekannten Dialekts zu bedienen, um über gewisse Dinge verständlich zu werden; aber bei öffentlichen rednerischen Vorträgen, vorzüglich auf der Kanzel, ist es durchaus nothwendig, ein reines und vernehmliches Deutsch zu sprechen.

Eine andere Ursache der Undeutlichkeit liegt in der Steifheit der Organe einzelner Individuen. Sie sind nicht geübt genug, nach den Erfodernissen jedes Buchstabens die nöthigen Wendungen zu nehmen; nicht dienstfertig genug, um von einer Vermittelung sogleich zur andern überzugehen, wenn die Rede im geschwinden Zeitmaasse fortheilt: oder es fehlt ihnen die ausdauernde Stärke, wenn sie ununterbrochen mit Anstrengung ihre Dienste leisten sollen, — zumal wenn die Natur der Rede einen öftern Wechsel der Geschwindigkeit und Stärke fordert:

Nächst diesen Quellen der Undeutlichkeit, kann sie auch entstehn aus einem falschen Ideal vom Schönen. Es sind viele, welche vorsätzlich Aenderungen in ihrer Aussprache machen, weil sie dadurch dem Ganzen mehr Interesse zu geben glauben. Sie entfernen sich von

selbst vom Gewöhnlichen und Fafslichen,“ um durch diese Neuheit zu gefallen, oder sie ahmen einem Beispiele nach, das in seinem Menschenzirkel in Ansehn stand, und durch seine Eigenheiten nicht auffiel. Oft geben Schriften, im niedern Volkston geschrieben, Veranlassung, gewisse Elisionen und Kontraktionen in rednerische Vorträge überzutragen, weil sie zu dem Ideal, was man sich vom Schönen gemacht hat, zu gehören scheinen. Allein nie darf unser eignes Gefühl fürs Schöne, die einzige Richtschnur sein, welche uns in der Aussprache leitet; sondern die allgemein angenommenen Meinungen anderer und besonders derer, welche Kenner und zugleich Pfleger der deutschen Sprache sind.

Endlich ist eine unzweckmäßige Feierlichkeit sehr oft eine Quelle der Undeutlichkeit. Die Wichtigkeit, das Erhabene, das Große des Objekts der Rede erfüllt oft die Seele des Redners so, daß seine Sprachorgane, gleichsam aus Bescheidenheit und Hochachtung, ihre Dienste mit einer gewissen Steifheit leisten. Er gleicht dem schüchternen Jüngling vor dem Throne des Fürsten. Diefs Hinderniß findet jedoch, wenn wirklich die Stimmung der Seele schuld daran ist,

Entschuldigung; nur dann nicht, wenn diese Feierlichkeit des Redners erborgt und erzwungen ist. Das Widernatürliche der Rede leuchtet weit mehr hervor; erzeugt bei dem Zuhörer ein Mißbehagen; stimmt seine Seele von ächter Feierlichkeit ab, und macht es ihm schwer, durch das undeutliche Gewebe auf den Sinn der Rede zu dringen, und darüber nachzudenken.

Zur Verstopfung aller dieser Quellen, und — um ihren Einfluß und ihre Wirkung minder schädlich zu machen, werden folgende Regeln dienen:

Erstes Gesetz. *Die Glieder jedes Worts, oder — die Buchstaben und Silben, müssen zur vollkommenen Darstellung des Sinnes, welcher im Worte liegt, bei der Aussprache, ohne Weglassung eines einzigen, in ein harmonisches Verein gebracht werden.*

In der Sprache des alltäglichen Lebens, wird sehr häufig gegen dieß Gesetz gesündigt. Hier kann jedoch das Nachtheilige dieser Uebertretung nicht so groß sein, theils — weil das Objekt der Gesellschaftssprache nicht von so großer Wichtigkeit ist, als bei einer zusammenhängenden Rede, wo alle Theile zur Beleuchtung des Ganzen

mitwirken, und auf einen Mittelpunkt hinweisen, theils — weil die Undeutlichkeit durch Wiederholung und durch Wortwechsel, oder durch Frage und Antwort gehoben werden kann. Beispiele hievon zu geben, ist beinahe unnöthig, weil sie allzuhäufig vorkommen; doch mag folgendes die Nothwendigkeit des obigen Gesetzes bestätigen: — *D' Mäß'gkeit im G'nuss unsrer Freuden is' z'gleich 's Mittel ihr'r Dau'r.* — Und — so, wie es schon schwer ist, solche Elisionen zu lesen, und ihren Sinn sogleich zu fassen, weil die Buchstaben in einer ungewöhnlichen Verbindung stehn; eben so ist es mühsam und unangenehm für ein gebildetes deutsches Ohr, den richtigen Sinn solchen mangelhaften Wörtern sogleich unterzulegen. Allgemein verständlich und richtig hingegen, wird obiger Satz auf folgende Art sein: — *Die Mäßigkeit im Genuß unsrer Freuden ist zugleich das Mittel ihrer Dauer.* — Alle Glieder stehen hier unter einander im richtigen Verhältniß; es ist Harmonie des Ganzen da, weil nicht durch das widernatürliche Heranziehn einzelner Buchstaben aus andern verschlungenen Silben, die eine Silbe in eine widrige Form und Härte in Vergleichung mit den übrigen gesetzt wird.

Zweites Gesetz. Der ruhige Zusammenfluß der Wörter darf sich nie bis zu dem Grade erheben, daß man ihre Artikulation nicht mehr wahrnehmen kann; so wie hingegen die Abstossung und Vereinzelung der Wörter, — ihre Verbindung, welche der Sinn verlangt, nicht aufheben darf.

Die Undeutlichkeit, welche aus einer gezwungenen Bindung der Wörter entsteht, läßt sich am besten erklären und vorstellen, wenn man eine unbekannte Sprache hört. Es fließt da alles --- in Eins zusammen. Eine ganze Periode scheint uns ein Wort zu sein, weil uns die Artikulation der Sprache unbekannt ist. Es ist daher nöthig, um dieser Undeutlichkeit zu entgehen, daß ein Wort weder einen Vorschlag erhalte, noch einen Zusatz, — (als — *mne*, *hm*, und andere unbestimmte Laute) welcher zum Worte selbst nicht gehört. Es kann zwar ein Deutscher einen solchen Zusammenfluß in der Nähe mühsam verstehen; aber je weiter er vom Redner entfernt ist, desto undeutlicher wird die Sprache, und verliert sich endlich ganz in einen unartikulirten Laut. Daher dürfen auch in dieser Rücksicht die Endsilben nicht widerrechtlich verlängert werden;

welches manche der Deutlichkeit wegen thun, aber eben dadurch Unvernehmlichkeit verursachen. Da — wo es nöthig ist, daß die Worte in einem ruhigen Verein gesprochen werden, muß die Vermittelung der Organe sich dennoch bei jedem Worte gehörig schliessen und muß, — ohne einen unzweckbaren Laut, der gleichsam zum Uebergange dient, sich für das folgende Wort anfangen. Bei der Abstofsung und Vereinzelung der Wörter, muß sich die Stärke und der Nachdruck, womit wir ein und das andere Wort aussprechen, nicht in eine Kraftlosigkeit urplötzlich verwandeln, in welcher die übrigen Wörter gehört, — ja kaum gehört werden. Diese Kraftlosigkeit ist um so auffallender, je stärker der Nachdruck und der Stofs ist, welcher einzelne Worte bezeichnete. Diese abgebrochenen, oder von den übrigen losgerissenen Wörter können nur dann Statt finden, wenn jeder Zuhörer ihre Ankunft schon vorher weiß, und nur auf den Augenblick wartet, wo sie hörbar werden, so wie der Soldat die Worte des kommandirenden Offiziers; aber in der Rede, wo dem Zuhörer die Wortfolge unbekannt ist, kann ein solcher jähliger Abfall und Wechsel der Stärke und Schwäche nicht Statt finden.

Drittes Gesetz. *Bei schwacher Stimme kann die Vermittelung der Organe nicht auch schwach sein; sie muss sich vielmehr erhöhen. Bei starker Stimme würde eine allzu grosse Anstrengung — Ermüdung zur Folge haben.*

Es würde sehr unrichtig sein, zu glauben, dass man die Richtung und Beugung der Organe, ihren Stoss, Druck oder die Zusammenziehung derselben verringern könnte, wenn man mit schwacher Stimme spricht, und dass ihre Vermittelung dann weniger thätig sein dürfte. Wenn in einem Konzerte alle Instrumente zum stärksten Grade der Töne angewandt werden; dann wird auch ein feines musikalisches Ohr die Abweichung von der vollen Reinheit einzelner Töne bei einem Instrument nicht so leicht bemerken, als dann, wenn sie alle im höchsten piano ein sanftes Verein der Töne hervorbringen sollen. Der Griff auf dem Saiteninstrumente sowohl, als der Stoss auf dem blasenden, muss sich hier noch weit genauer und richtiger zum Tone verhalten, und muss ihm die völlige Vermittelung gewähren; weil er sonst, ausser der Sanftheit, welche er haben soll, auch mangelhaft werden würde.

Ganz so — verhalten sich die Sprachwerkzeuge in ihrer Anwendung zum Ton.

Bei starker Stimme erzeugt eine übermäßige Anstrengung der Sprachwerkzeuge, Rauheit, Erschlaffung oder Verwirrung in ihren Anwendungen, so daß ihre Thätigkeit sich unwillkührlich unterbricht, und vielleicht gerade da, wo die Natur der Rede einen ununterbrochenen Gebrauch derselben verlangt. Es entstehn unwillkührliche Töne, welche die Harmonie der übrigen, und ihren gewählten Gang stören; oder der Redner sieht sich genöthigt, durch Husten und andere Mittel die Folgsamkeit seiner Organe zu bewirken.

Viertes Gesetz. Man muß im Anfang einer Periode die Sprachwerkzeuge nicht zu sehr schonen, — und sie in der Mitte derselben nicht so entkräften, daß man sie am Ende in eine unzeitige Ruhe setzen muß.

Die Rede selbst macht es oft nothwendig, daß man von der Schwäche allmählig zur Stärke übergehe, und von dieser wieder in jene zurückkomme; allein diese Abwechselung der Stärke und Schwäche verlangt nicht jede Periode. Und — wenn es erforderlich ist, so muß doch dem Zuhörer der Anfang und das Ende — ohnge-

achtet ihrer Weichheit, in welcher sie vorgetragen werden, nicht verloren gehn. Der Redner muß auf den entferntesten seiner Zuhörer Hinsicht nehmen, und muß gleichsam berechnen, — ob dieser Grad der Schwäche, mit welchem er die Periode anfängt und schließt — vernehmlich bis zu seinem Ohre kommen kann; wobei er zugleich auf die grössere oder kleinere Volksmenge sehen muß, und auf die Beschaffenheit seines Hörsaals, ob er groß, winklich, gewölbt oder flach ist. Schnell von der Schwäche zur Stärke kommen, und von dieser auf einmal in jene zurückfallen, raubt dem Zuhörer nicht nur den Sinn der Rede; sondern beleidigt zugleich auch sein Ohr, um so mehr, wenn dieser Rückfall nicht aus bloßer Gewohnheit, sondern aus einer verschuldeten Entkräftung der Organe entsteht.

III. Bewegung, oder harmonischer Gang.

Nicht bloß in der Musik und in der gebundenen Rede findet ein Rythmus statt; auch in Prosa, — obgleich hier die Nothwendigkeit desselben nicht so einleuchtend ist, muß er beobachtet werden. Wenn der Komponist eines musikalischen Stücks — die Arie und das Rezi-tativ, in gleiches Zeitmaafs setzen, und der Elegie so wie der Romanze einerlei Takt geben

wollte; so würde die Uebertretung eines seiner ersten Gesetze sogleich bemerkt werden; — das Einerlei des Zeitmaafses widerspricht der Natur. Der Sinn, welcher in den Texten liegt, fordert durchaus entweder eine ruhige oder mitelmäßig rasche, eine heftige und hüpfende, oder eine sehr rasche Bewegung; daher die Wörter: *Allegro, Presto, Molto andante, Andante, Larghetto, Mesto, Adagio, Lento* und dergleichen, welche die Empfindungen bezeichnen, die der Komponist bei Verfertigung des Stücks hatte, — Empfindungen, die auch der Spielende und alle, welche ihn hören, wieder erlangen sollen.

Eben so verhält es sich mit der Poesie, der nächsten Schwester der Musik. Auch sie verlangt ein Uebereinkommen des Sinnes der Worte mit dem Zeitmaafse. Dazu dienen die verschiedenen Arten der sogenannten Füße: *Spondäus, Trochäus, Iambus, Daktilus, Amphibrachis, Anapäst* u. s. w.; — welche durch ihre verschiedenen Zusammensetzungen und Anwendungen, — nach Maafsgabe des zu besingenden Obiekts, verschiedene Versarten bilden, als: die *Anakreontische* Versart, (für Wein und Liebe,) die *Adonische*, (für Zärtlichkeit,) die *Phalencische*

Versart, den *Hexameter*; ferner, die *Elegischen*, *Archilogischen*, *Sapphischen*, *Alkäischen* und andere Versarten.

Dass die Prosa sich keinem solchen Zeitmaasse unterwerfen darf, welches sich auf jede Silbe in ihrer Anwendung einlässt, dieß ergibt sich von selbst; weil sie dann nicht mehr das wäre, was sie ist, — eine ungebundene freie Rede. Es ist ihr erlaubt, ja es ist zur Schönheit und Deutlichkeit nothwendig, dass sie mit ihrem Zeitmaasse abwechselt, welches der ganzen Rede, so wie einzelnen Sätzen und Perioden — einen raschen oder langsamen, einen mittelmässigen oder hüpfenden Gang anweist, je nachdem das innere Gefühl des Redners und der Sinn seiner Worte es verlangt. Um das Widernatürliche und höchst Unangenehme zu empfinden, welches ein — sich immer gleich bleibendes Zeitmaass erregt, darf man nur in die gewöhnlichen Dorfschulen gehn. Eine Periode ist wie die andre; ein Satz wie der andre; die Worte der kalten Vernunft, wie die — der höchsten Leidenschaft, und der hitzigsten Phantasie. Alles was vorgelesen oder gelesen wird, geschieht — wenn ich so sagen darf, in Spondäen. Doch ausser der Beleidigung des Ohrs, macht das Einerlei des

Zeitmaafses auch die Rede höchst unverständlich und den Sinn der Worte schwer zu fassen. Wenn z. B. eine Parenthesis, oder ein erklärender Satz, welcher die Worte eines andern Satzes trennt, mit ihm in gleichem Zeitmaafse gesprochen wird, wie leicht kann Verwirrung der Begriffe entstehn; zumal, wenn die Parenthesis lang ist. Die hier folgenden Regeln werden die Nothwendigkeit des harmonischen Ganges der Rede noch näher ins Licht setzen.

Erste Regel. Das Zeitmaafs muß mit der Stimmung der Seele, mit der Natur der Rede und mit den Sprachorganen im genauen Verhältnisse stehn.

Die Stimmungen der Seele geben zu ihren Aeufserungen von selbst ein gewisses Zeitmaafs an. Es scheint zwar, als ob die Aeufserungen nicht bei allen Individuen von einerlei Art wären; weil sie viele Abänderungen leiden, ob man gleich, eine sich gleichbleibende wirkende Ursache, annehmen kann. Dieser spricht abgebrochen und mit vielen Pausen, wenn er zornig ist; da hingegen der andre viel und im geschwinden Zeitmaafse spricht. Der eine äufsert seine Liebe und Freundschaft im raschen, und der andere im langsamen und bedächtigen

Gänge. — Allein da man bei den Aeufserungen der Seele, nicht immer nur eine Quelle sich denken darf, sondern gewöhnlich mehrere sich vereinigen, welche die hörbare Aeufserung veranlassen; so kann man füglich bei der einfachen innern Stimmung, als der wirkenden Ursach der Sprache, eine allgemeine Gleichheit in der hörbaren Darstellung, und ein — gerade für diese und jene Stimmung der Seele — vestes Zeitmaafs annehmen. Wenn der eine im Zorn abgebrochen und mit eingemischten Pausen spricht; so geschieht es vielleicht, weil sich zu der Leidenschaft des Zorns, welche ein rasches — eiliges Zeitmaafs verlangt, — das Gefühl der Vergehungen, die Furcht vor der Strafe, Dünkel der Erhabenheit über den Gegenstand, auf welchen er zürnt, oder im Gegentheil, das Gefühl der Niedrigkeit und dergleichen — hinzugesellen. Dafs jener seine Liebe, welche einen sanften und bescheidenen Gang heischt, im raschen Zeitmaasse gesteht; kommt vielleicht daher, weil Wollust, Besorgnifs des baldigen Verlustes, innere Ueberzeugung vom Verdienst und von rechtlichen Ansprüchen, — mit der Empfindung seiner Liebe sich vereinbaren. Man muß daher diejenigen Empfindungen, Gefühle und Lei-

enschaften der Seele, welche einerlei Sprach-
 äusserungen haben, oder doch nicht weit von
 einander abgehen, in ihrer Einfachheit aufsu-
 chen. Die verschiedenen Abstufungen aber,
 die Abfälle, und der allmähliche Uebergang von
 einer Sprachbewegung in die andere, welche die
 Mischung der Gefühle und Empfindungen erzeu-
 gen, diese lassen sich — wegen ihrer grossen
 Mannigfaltigkeit nicht im allgemeinen angeben.
 Jedes Individuum muss aus den Sprachbewegun-
 gen der einfachen Seelenstimmungen, die übr-
 igen Abänderungen, welche aus den vermischten
 entstehn, von selbst suchen.

Einen langsamen und sanften Gang
 scheinen in ihrer Einfachheit folgende Stimmun-
 gen zu haben: Ehrfurcht, Hochachtung, An-
 dacht, Demuth, Bescheidenheit, Zärtlichkeit und
 Liebe, Mitleiden, Gelassenheit, Freundschaft,
 Schaarn, Güte, Wohlbehagen, Gram, Kummer,
 Wehmuth, Zweifel, Schmeichelei, Kaltsinn,
 Stolz.

Einen mittelmässigen oder männli-
 chen: — Muth, Entschlossenheit, Gefühl sei-
 ner Würde und seines Verdienstes, Ernst, Hoff-
 nung,

nung, Vertrauen, Geringschätzung und Verachtung, Heiterkeit, Trost, Beruhigung.

Einen raschen und eiligen Gang: Zorn, Haß und Rache, Zaghaftigkeit und Furcht, Eigensinn und Rechthaberei, Kühnheit, Verlangen, Eifer, Grobheit, Spott, Neid, Wollust, Frohsinn, Bewunderung und Staunen, moralischer und physischer Schmerz, und jede stark empfundene Freude.

Wenn nun die Rede solche und andere Gemüthsverfassungen durch Worte anzeigt, so verlangt sie ihrer Natur nach, daß sie in einem Zeitmaasse gesprochen werde, welches den Stimmungen gemäß ist. Sinn, Wort und Zeitmaass müssen mit einander im Verhältnisse stehn, wenn kein Widerspruch Statt finden soll. Das Gebet, z. B. muß seiner Natur nach in einem langsamen Gange vorgetragen werden, weil Ehrfurcht, Hochachtung und Demuth — der herrschende Gemüthszustand dabei ist. Und weil Andacht durchaus mit unsern Gottesverehrungen vereinbart und die Hauptstimmung unsrer Seele sein muß; so folgt daraus, daß überhaupt alle und jede Kanzelreden in einer sanften und langsamen Bewegung vorgetragen werden müssen, welche zwar nach Maassgabe des abzuhandelnden

Thematis und des Wechsels unserer Gefühle und Empfindungen sich abändern kann und muß; aber nie ganz aus dem Vortrage gewiesen werden darf.

Allein seinen Empfindungen und Gefühlen nur folgen, und das Zeitmaafs bloß nach der Natur der Rede bestimmen, ohne dabei zugleich auf die Fähigkeit der Organe zu sehn; würde mehr Nachtheil als Nutzen zur Folge haben. Bei aller Uebung, seine Organe behend, geschmeidig und zu jedem Zeitmaafse geschickt zu machen, können sie doch nicht mehr leisten, als was ihre natürliche Einrichtung erlaubt und gestattet. Der eine kann, der Deutlichkeit unbeschadet, von Natur weit geschwinder reden, als der andere. Spricht er nach seiner Art langsam, so ist dieß bei diesem schon ein Grad der mittelmäßigen Bewegung, und der ganz rasche Gang des ersten, ist für seine Organe, vielleicht in einzelnen Wörtern erreichbar, wo die Vermittelung der Organe leicht ist; — aber nicht in ganzen Sätzen und Perioden, wo ihre Dienstleistung der Eilfertigkeit wegen sich unterbricht, oder doch unvollkommen und mangelhaft ist. Dieß ist zugleich auch der Grund, daß man das Zeitmaafs nicht für alle Organe genau nach seinen

Graden bestimmen kann. Jedes Individuum muß zufolge der natürlichen Einrichtung seiner Sprachwerkzeuge — den langsamen, mittelmäßigen und möglichst geschwinden Grad der Bewegung aus Erfahrung und durch Prüfungen zu kennen sich bemühen und für sich vestsetzen, um bei jeder Stimmung der Seele den zweckmässigsten Gebrauch von seinen Organen zu machen.

Zweite Regel. Die Stimmungen der Seele müssen bei der Rede selbst, denen gleich sein, welche der Redner bei ihrer Ausarbeitung hatte.

Wenn der Redner bei der Ausarbeitung seiner Rede und bei dem Nachdenken über seinen Vortrag sich gewissen Gefühlen überläßt, welche die Ideenfolge einer objektiven oder subjektiven Wahrheit in ihm erweckt; wenn er diesen Gefühlen gemäß seine Gedanken durch eine solche Wortverbindung äußert, welche der Natur nach — ihr bestimmtes Zeitmaafs verlangt: so ist es Pflicht für ihn, daß er, wenn er itzt seine Rede einer Volksmenge vorträgt, sich wieder in die Stimmung versetze, in welcher seine Seele bei der Ausarbeitung war. Widrigenfalls wird leicht ein Kontrast seiner Worte und des Sinnes der

Rede mit dem Zeitmaasse entstehen und bemerkbar werden. Es wird der Rede das fehlen, was sich der gemeine Mann denkt, wenn er sagt: *Es ging ihm nicht von Herzen.* Um diesen Kontrast zu vermeiden, ist es daher gut, wenn die Rede vorher aufgeschrieben und memorirt worden ist, (wovon ich im Vorhergehenden schon mehr gesagt habe,) weil sich der Redner nicht der Gefahr aussetzt, bei der Aufsuchung neuer Ideen und Bilder, sich eines Zeitmaasses zu bedienen, welches weder für das Ganze, noch für einzelne Theile der Rede, für den Ort und seine Zuhörer paßt. Der Redner muß sich ferner gewöhnen, daß ihn unvorhergesehne Fälle an der Zurückversetzung in die vorige Stimmung nicht hindern und seine Seele — verstimmen. Er muß gleichsam gefühllos gegen anderweitige Eindrücke sein, welche seinem itzigen Seelenzustande entgegen sind; ja selbst gegen die, welche ihm gleichen, weil durch sie seine Seelenstimmung leicht zu hoch gespannt werden kann. Aber — wie dann, wenn der Redner, besonders der geistliche sich gezwungen sieht, eine Rede, — wenn auch nicht ganz aus dem Stegreif, doch so zu halten, daß ihm vorher wenig Zeit zum Nachdenken und zum

Memoriren — gar keine übrig war? In diesem Fall muß er ein solches Thema wählen, über dessen Glieder er schon früher nachdachte, und wobei er weiß, in welche Stimmungen seine Seele kam; damit er jetzt das schickliche Zeitmaafs zu finden wisse, in welchem sein Vortrag geschehen muß. Hängt das Thema nicht von seiner Wahl ab, welches freilich ausser andern Unannehmlichkeiten auch die hat, daß er die Bewegung nicht genau kennt, welche seine Rede haben wird: so muß er doch die Hauptstimmung nicht vernachlässigen, in welche er vermöge des Orts und der Zeit kommen muß, und welche ihm zur Basis des harmonischen Ganges seiner Rede dient. Z. E. die *Andacht*, — bei einer Kanzelrede überhaupt; bei einer Nothtaufe — die *Hoffnung*; bei einer Leichenrede — *Mitleiden* und Theilnahme, u. s. w.

Dritte Regel. Das Zeitmaafs, dessen sich der Redner bedient, muß der Seelenstimmung des Zuhörers, welche Zeit, Ort und die Rede selbst in ihm veranlassen, nicht widersprechen.

Um den Zweck der Rede vollkommener zu erreichen, ist es nothwendig, daß der Redner

nicht bloß seinem innern Gefühl bei dem Gange der Rede folgt, sondern zugleich auf die allgemeine Stimmung seiner Zuhörer Rücksicht nimmt. Ich sage allgemeine, weil die individuelle aus sehr verschiedenen Quellen und vermittelst vieler moralischer und physischer Eindrücke sich nicht einander gleich sein kann. Wie unzweckmäßig würde der Redner handeln, wenn er an einem Tage, welcher einer allgemeinen Freude gewidmet ist, und an welchem Frohsinn in den Gemüthern seiner Zuhörer herrscht, — wenn er an diesem Tage seine Rede im Gange der Wehmuth anfinge. Und gesetzt, daß seine Seele kurz zuvor einen bitteren Eindruck erhalten hätte; — so ist er es doch als Redner — der Menge seiner Zuhörer schuldig, seinen Schmerz und Unwillen zu besiegen und ihre allgemeine Stimmung zur Richtschnur des Redeganges zu machen. Nie darf er diese Prüfungen, welche ihm eine unversäumte Menschenkenntniß sehr erleichtern wird, vergessen. Der Einwurf, daß Beredsamkeit die Beherrscherin menschlicher Herzen sei, daß durch sie sehr oft entgegengesetzte Gefühle und Empfindungen bewirkt werden sollen, — dieser würde hier unrecht angewendet sein. Soll Beredsamkeit eine

entgegengesetzte-Seelenstimmung vermitteln, so muß sich die Rede nicht in einem solchen Gange anfangen, welcher der allgemeinen Stimmung entgegen ist; sondern muß allmählig nach Maassgabe des Redeinhalts den Zuhörer zu dieser entgegengesetzten Stimmung zu bringen suchen.

— Allmählig muß dieser Uebergang sein! Es hat also der Redner Hinsicht zu nehmen, daß er einen solchen Stufengang wähle, welcher mit der auf- oder abstufenden Stimmung des Zuhörers wagerecht oder parallel ist, die der Inhalt der Rede erweckt. Wenn der Redner im Gange der Wehmuth und des Mitleidens eine Trauerrede anfängt, so spricht er, der allgemeinen Stimmung seiner Seele gemäß; wenn er aber aus diesem Gange mit einemmale in den Gang des Entzückens und der höchsten Freude (über das ienseitige Wiedersehn,) kommt; so macht er einen allzugroßen Sprung, bei dem der Zuhörer zurückbleibt, welches nicht geschieht, wenn er aus dem Gange der Wehmuth in den Gang der Beruhigung und des Trostes, und nun erst aus diesem in die heftige Bewegung der Freude übergeht. Besonders sind Lieblingsgedanken zu vermeiden, welche den Redner verleiten, unplötzlich seinen bisherigen Gang zu unterbrechen,

weil die Seele seiner Zuhörer zu dieser Bewegung, in so fern sie eine andre Richtung erhalten hat, nicht gestimmt ist.

Vierte Regel. Der Bau der Perioden muß von der Art sein, daß ihre Glieder einen harmonischen Gang der Sprache gestatten, und mit der Hauptstimmung in keinem Widerspruch stehn.

Das, was bisher über den harmonischen Gang der Sprache gesagt worden ist, bezieht sich mehr auf das Ganze der Rede; diese Regel aber schränkt sich ein — auf den harmonischen Gang im Einzelnen. So nöthig es ist, daß die Rede im Ganzen ein gewisses Hauptzeitmaafs habe; so nöthig ist auch für die Glieder der Perioden eine verhältnißmäßige Bewegung. Das Hauptzeitmaafs hebt den Wechsel und die Veränderungen des Zeitmaafses einzelner Sätze und Perioden — und ihrer Glieder nicht auf. Indefs wollte man mit ängstlicher Genauigkeit das Zeitmaafs jedes Periodengliedes bestimmen; so müßte man zugleich seine Gröfse und Länge und die Materie, wovon es nicht mehr und nicht weniger, als das andere haben dürfte, berechnen: es würde aus dem harmonischen Gange ein ernü-

dendes Einerlei und aus der freien, ungebundenen Rede eine gebundene werden. Man müßte die Perioden formen, wie man ehemals in der Syllogistik alles nach *Barbara*, *Celarent*, *Darii*, *Ferio*; nach *Cesare*, *Camestres*, nach *Darapti* u. s. w. formte. — — Hier muß das Gefühl des Redners die alleinige Richtschnur sein, ob der Vorder- und Nachsatz langsam und die Mittelsätze geschwind, oder ob diese langsam und jene geschwind, und welche Glieder in einerlei Zeitmaafs gesprochen werden sollen.

Sein Gefühl muß ihn lehren, welchen Unterschied er in den erklärenden Intercisionen, und Inklusionen oder Parenthesen — in Betreff des Zeitmaasses machen muß, daß er diese ihrer Wichtigkeit wegen langsamer und die andern Glieder schneller hören läßt; daß sie alle in schnellem Gange fortheilen, oder in langsamer Bewegung hinwallen. Wie schwer ist es jedoch, bei einer allzugroßen Länge der Perioden ein richtiges Zeitmaafs anzubringen? In Perioden, wo der Vordersatz vom Nachsatz durch viele Einschüßel und Mittelideen, welche wieder Erklärungen und Beifügungen in sich schliessen, getrennt worden ist? — Wie schwer, — solche

Perioden rythmisch auszusprechen, wo die Glieder in keiner Ordnung stehn, sondern chaotisch hingeworfen sind? Ja es ist bei manchen nicht nur schwer, sondern ganz unmöglich. Man gewöhne sich daher frühzeitig ihre Glieder logisch zu ordnen, sie weder allzulang noch allzukurz zu machen und die langen mit den kurzen abwechseln zu lassen. Auch hiebei folge man der Natur, und bilde die Perioden nach dem innern Gefühl und der Stimmung der Seele. Diese giebt uns selbst Anweisung, ob wir in kurzen Sätzen reden, oder in langen Perioden sprechen sollen, wo jede aus vielen Gliedern besteht; das Gefühl sagt uns, wo kurze und lange mit einander abwechseln sollen. Ich finde es nicht nöthig, hier Beispiele von langen Perioden und von solchen, deren Glieder in keiner logischen Ordnung stehn, zu geben; denn man findet deren genug, — am häufigsten im juristischen Stil. Was aber den Einfluß betrifft, welchen unser Gefühl und unsre Empfindung auf den Bau der Perioden haben müssen, und worauf sich obige Regel mit den Worten: „sie müssen mit der Hauptstimmung in keinem Widerspruch stehn,“ — bezieht, davon noch das Folgende. Es ist psychologisch richtig und empirisch gewiß, daß jede Stimmung der

Seele in der Bewegung und im Gange der Rede, wie oben gezeigt worden, sich auf verschiedene Art äußert, und daß diese Verschiedenheit auch Statt findet in der Wortverbindung und im Bau der Perioden. Soll nun die Stimmung der Seele dem Zuhörer bemerkbar und anschaulich werden, so muß sie sich in ihren Äußerungen nicht widersprechen. Dieß würde aber geschehen, wenn eine heftige Empfindung und Leidenschaft in langen Perioden, von vielen Zwischensätzen und Erläuterungen, vorgetragen würde: oder wenn der Redner sanfte Gefühle, — wenn er Ruhe der Seele, Gelassenheit, Vertrauen — in kurzen Sätzen darstellte. Heftige Begierden und Leidenschaften gestatten es nicht, — wie der Spaziergänger, Blumen und Kräuter zu bemerken, den Gesang der Vögel anzuhören und das Gemurmel des Bachs; sie sind dem Eilboten gleich, der bei dem Gedanken an den Zweck seines Weges das reizende Thal unemerkt durchläuft, und der Blume nicht gedenkt, welche sein Fuß zertritt. Sanfte Empfindungen hingegen, welche das ruhige Nachdenken nicht verdrängen, sind wie der Wiesenbach, welcher die vielen Ableitungen gemächlich durchwallt und dessen Absonderungen zuletzt friedlich sich

wieder vereinigen. Das weitere von der Richtigkeit und Schönheit der Perioden, und von dem Verhältniß der Worte zu dem Objekt findet man in der Lehre vom Stil, welchen man in den gesellschaftlichen, mittlern und hohen eintheilt. Der gesellschaftliche wird vom gesitteten in gewöhnlicher Unterhaltung und in Briefen gebraucht; hat wenig Schmuck, aber Deutlichkeit und Reinheit. Der mittlere hat eben die Falschheit, verbindet aber damit Schmuck. Der hohe und erhabene hat Feierlichkeit und Ernst, Hoheit und Würde. — In jeder Anweisung zur Beredsamkeit, welche nur einigermaßen vollständig ist, kann man die Lehre vom Stil genauer und weitläufiger finden.

IV. Interpunktion, Accentuation und — Pausen der Sprache.

Die natürliche Beschaffenheit des menschlichen Körpers ist ohnstreitig die erste und nächste Veranlassung zur Interpunktion und zu den Pausen der Sprache. Jeder ist gezwungen, wenigstens so lange die Sprache zu unterbrechen, als zum Odemschöpfen nöthig ist; und dieß wird mehr oder weniger geschehen müssen,

je nachdem viel oder wenig Luft bei Hervorbringung der Töne erforderlich ist. Nächst dem sind die Pausen um deswillen in der Sprache des alltäglichen Lebens und noch mehr in einer zusammenhängenden Rede nothwendig, weil ohne sie alle Ideen und Gedanken in ein unverständliches Gemisch zusammenfließen würden. Sollen mehrere Ideen, zur Beleuchtung irgend eines Objekts vereinbart und in einem geordneten Gange hörbar und anschaulich werden, so müssen sie durch Zeichen oder Pausen unterschieden sein, wenn nicht Verwirrung der Ideen entstehen soll. Sie müssen als Glieder des Ganzen erscheinen, welche einzeln hervortreten, und eben durch diese Vereinzelung das Ganze vernehmlicher und faßlicher machen. Welch ein Sinn läßt sich nicht oft herausbringen, wenn man — ohne auf die Trennungszeichen zu sehn, die Worte willkührlich zusammensetzen kann? Wie viel verliert daher ein Redner, wenn in seinem Vortrage ein Wort an das andere und ein Ton an den andern sich anschließt? — Wenn kein Stillstand und keine Sonderung die Glieder wahrnehmen läßt? Er verliert nicht nur, sondern der Gedanke, oder die Idee, welche in seiner Seele liegt, kann sogar vermittelt des un-

artikulirten Zusammenflusses seiner Worte eine solche Wendung erhalten, daß sie der Leser oder Zuhörer auf der entgegengesetzten Seite aufnimmt.

Es ist ferner dem Redner, außer den Geberden und Tönen, kein Mittel übrig, das Wichtige vom Minderwichtigen zu unterscheiden, als durch die größern oder kleinern Pausen. Durch sie ist er im Stande, oft weit mehr zu sagen, als durch weitläufige und ermüdende Umschreibungen. Denn — ohne die Fassungskraft des Zuhörers zu schwächen, ohne durch ausführliche Schilderungen der Wichtigkeit seiner Aussage, ihm das Gesagte wieder zu entreissen, oder sein Nachdenken zu erschweren, kann er durch eine richtige, zur rechten Zeit angewandte Pause ihm die Wichtigkeit seiner Worte, oder die Geringsfügigkeit derselben bekannt machen. In dieser Rücksicht ist die Pause dem Leser und Zuhörer ein Symbol, aus welchem Gesichtspunkt der Redner selbst seine Worte betrachtet und von andern betrachtet wissen will.

Endlich würde die Schönheit einer Rede fehlen, wenn sie ohne Stillstand — nur aus einer Menge dicht auf einander folgender Worte be-

stünde. Auch der trügste, der roheste Mensch, welcher ohne Regel nur seinem jedesmaligen Gefühl folgt, würde diese ununterbrochene Wortkette unerträglich finden. Sie wäre dem Zuhörer das, was dem Wanderer ein weites mit tiefem Schnee bedecktes Feld ist, welches er durchwaten soll. Nur durch lange und kurze Pausen, welche zweckmäfsig mit einander abwechseln, gewinnt die Rede Kraft und Leben, und dringt zauberisch in das Ohr des Zuhörers.

Die bisher bekannten Zeichen der Pausen sind zum Theil von der Art, daß sie zugleich das Steigen und Sinken der Stimme, das Stossen und sanfte Hinwallen derselben und ihre Modulation überhaupt angeben. Dem zufolge könnte hier die Frage entstehen: — Wo man diese Zeichen rechtmäfsigen Orts betrachtet; ob bei der Wort-Divis — oder bei der Tonsprache? Weil sie jedoch größtentheils sich auf die Zeit beziehen, welche zwischen ganzen Sätzen, zwischen Perioden und ihren Gliedern, mit Stillschweigen bemerkt wird; so glaube ich, kann man sie mit Recht bei der Wortsprache als einen Uebergang zur Tonsprache betrachten und anführen. Dieß um so mehr, da ich außer den gewöhnlichen, noch einiger andern gedenken will, welche auf

die Tonsprache gar keinen Einfluss haben, und doch zum richtigen Vortrage der Wortsprache nöthig sind. Die gewöhnlichen und bisher üblichen sind (,) (;) (:) (.) (?) (!) (—) ([])

Anmerk. Es würde der Absicht dieser Zeichen weit angemessner sein, wenn sie alle mit deutschen Nahmen belegt würden. Ihre Bestimmung würde dadurch jedem — dem Gelehrten wie dem Ungelehrten, sogleich sichtbar. Die Gewohnheit würde sie bald eben so bekannt, und im Gebrauch eben so leicht, als die griechischen und lateinischen machen. Ich gebe ihnen mit noch größerm Recht deutsche Nahmen, weil ich mich hier vorzüglich mit ihrer Bestimmung beschäftige.

(,) Der *Trenner* (Comma) ist die kleinste Pause der deutschen Sprache. Sie trennt Zwischengedanken, Mittelideen, erklärende Einschiebungen und Intercisionen. Auf die Veränderung des Tons hat sie wenig Einfluss; sie trennt bloß. [(Daher auch der Name dieses Zeichens — Trenner.) Ausgenommen bei langen Fragen, wo sich der Ton vor dem Trenner etwas erhebt. Z. E. — *Hast du ihn, den un-*
eigen-

eigennützigem, den edlen und rechtschaffnen Mann, der der Welt schon so viel leistete, so viel Schwierigkeiten bekämpfte, — nicht gesehn und gesprochen? — Im übrigen kann man die Dauer dieser Pause nicht genau bestimmen; sie richtet sich nach dem angenommenen Zeitmaasse der Rede, und steht ohngefähr mit dem Ruhezeichen (.) in dem Verhältnisse, als in der Musik das Viertel mit dem ganzen Takte.

(;) Das *Gliedzeichen* (Semicolon) scheidet ganze Periodenglieder, welche für sich einen Sinn haben, und von gleichem Gehalt sind. Z. E. — „*Ich werde hingerissen zur Bewunderung des Unerforschlichen, wenn ich in jedem lebendigen Wesen den Trieb der Selbsterhaltung und die, ihm dazu angewiesenen Mittel finde; wenn ich sehe, wie bei der Auflösung der Körper, oder bei ihrer scheinbaren Vernichtung, ihre Theile nur zu andern Zwecken oder Bestimmungen übergehn; wie in der Verwesung des einen, der Keim zum Leben des andern liegt; wie die Urstoffe vermöge des Kreislaufs in neuer Thätigkeit erscheinen!*“ Es zeigt daher immer einen Hauptzusatz an, welchen die Periode noch erhält. — Weil aber in der hörbaren Sprache dieß Gliedzeichen vom Folgezeichen (:) wenig

unterschieden ist, in so fern sich seine Dauer zum Ruhezeichen, wie ein halber Takt zum ganzen verhält, und also nur um etwas kürzer ist: so kann es leicht mit diesem verwechselt werden. Der Ton allein, den es für den Anfang des folgenden Periodengliedes verlangt, kann den Unterschied deutlicher machen: denn es verlangt weder einen hohen noch tiefen Ton, sondern entweder den Hauptton selbst, oder einen, der nur um etwas höher als dieser ist. Da aber eine kurze Periode, wo der Vorder- und Nachsatz nicht viele Mittelideen enthält, auch sie in der hörbaren Sprache den Zuhörer zur richtigen Fassung des Ganzen zu keiner so großen Anstrengung auffordert, als eine weitläufige Periode: so kann man sich auch mit Recht des Gliedzeichens bedienen, um dadurch den Nachsatz anzuzeigen. Der Zuhörer und auch der Leser in der Buch- oder Schriftsprache, wird durch diese Pause genugsam auf das Folgende oder den Nachsatz aufmerksam gemacht.

Z. E.“ — *Wenn Klugheit deinen Fuß leitet und Bescheidenheit allen deinen Handlungen ein reizendes Gewand giebt; so kannst du dich der Achtung deiner Mitmenschen versichern.*

(:) Das *Folgezeichen* (Colon) steht zwischen dem Vorder- und Nachsatze einer Periode und ist zugleich das Zeichen, dass man jetzt die Worte eines andern anführt, oder dass dasjenige nun folgt, worauf man den Leser oder Zuhörer bereits aufmerksam gemacht hat. Man braucht es aber in den Perioden nur dann, wenn sie lang sind. Seine Dauer ist etwas länger, als die des Gliedzeichens, und der Ton des Anfangs nachstehender Worte gewöhnlich etwas höher als der Hauptton. Z. E. — „*Gesetzt, dass Schmeichelei gewinnsüchtiger Menschen, mit lockender Stimme und Miene, mich zu bethören suchte; gesetzt, dass Leidenschaften, meinen Verstand zu verdunkeln, sich aufthürmten, und Wollust mit ihrem Zauberreiz mir vorschwebte: dennoch sollen sie vest bleiben, die Vorsätze, die ich fasste; sie sollen bleiben, und zu den edelsten Handlungen mich leiten.*“ — Wenn das Folgezeichen die Worte eines andern anzeigt, welche der Redner in ihrer Verbindung, ohne sie zu ändern, anführt; so ist der Ton nach Maafsgabe des Inhalts der Worte verschieden. Zeigt es endlich dasjenige an, worauf der Zuhörer vorbereitet worden ist; so ist der Ton gemeiniglich unter dem Haupttone und die Bewegung der

Worte ist überhaupt langsam. Diefes würde der Fall sein, wenn der Zuhörer durch den Eingang auf das Thema aufmerksam gemacht worden ist, und jetzt die Worte desselben angeführt werden sollen.

(.) Das *Ruhezeichen* (Punctum) schlüfst die ganze Periode, und kann also nicht eher stehn, als bis man durch Haupt- und Nebenglieder, ein Ganzes, das in sich einen vollen Sinn hat, endigt. Die Dauer desselben ist viermal gröfser, als die Dauer des Trenners, wenn andere Perioden nachfolgen, und kein anderes Pausezeichen die Dauer verlängert. Der Ton sinkt dabei in die Tiefe, oder bleibt im Mitteltone; steigt aber auch bisweilen in die Höhe.

(?) Das *Fragezeichen* (signum interrogationis) ist mehr ein Zeichen für die Tonsprache oder Stimme; denn es deutet an, dafs man in der Höhe endigen soll. Seine Dauer ist verschieden. Bei vielen auf einander folgenden Fragen hat es nur die Länge des Trenners oder des Gliedzeichens; aufserdem aber die Dauer des Ruhezeichens. Man verdoppelt es, wenn die Frage von gröfser Wichtigkeit ist.

(!) Das *Ausrufungszeichen* (signum exclamationis) fordert den Sprechenden auf, einen

ganzen Satz in lauten und zugleich gepressten Tönen zu sagen. Der Natur nach können diese Sätze nicht lang sein, weil der Odem dabei früher entgeht. Der Ton, mit welchem sich der Satz schlüßt, ist gewöhnlich der mittlere, oder Hauptton; ausgenommen, wenn die Worte zugleich eine Frage ausmachen. Was aber die Dauer dieser Pause betrifft, so muß sie mehr von der Natur eines Ieden, als von der Kunst bestimmt werden, je nachdem der Redner mehr oder weniger Zeit braucht, um für das Folgende aufs neue Odem zu sammeln. Kürzer kann sie nicht leicht sein, als die Dauer des Ruhezeichens; im Fall aber, daß nur ein oder etliche — wenige Wörter stark und mit gedrängtem Tone gesprochen werden, und daß mehrere ganz kurze Sätze aufeinander folgen; so kann die Dauer auch kürzer sein. Wenn dieß Zeichen verdoppelt wird, so ist es dann als eine Anzeige zu betrachten, daß der Satz viel zu bedeuten hat.

(—) Der *Gedankenstrich*, ist eine Pause, welche — wohl gebraucht, der Rede viele Vortheile, viel Zierde und Anmuth geben kann; die aber bei ihrem Mißbrauch die Rede entstellt und zum richtigen Vortrage unfähig macht. Der Gedankenstrich hat einen dreifachen Zweck.

Man soll dadurch veranlaßt werden, bei dem, was gesagt worden ist, zu verweilen, und es seiner Wichtigkeit wegen gleichsam zu prüfen und zu durchdenken; ferner, den Schwung, welchen die aufgeregten Empfindungen erhalten haben, zu mildern; ihn zu endigen, oder bei heftigen Erschütterungen des Gefühls, ihm Erholung zu gewähren; endlich — den Leser oder Zuhörer auf das Folgende aufmerksam zu machen. Im ersten Fall könnte er das Prüfungs-, im andern das Erholungs-, und im dritten das Aufforderungszeichen genannt werden. Die Dauer desselben ist unbestimmt; denn man hängt ihn andern Pausen an, setzt ihn aber auch allein, und auf den Ton hat er gar keinen Einfluß. Der unbestimmten Zeitlänge wegen hat er Aehnlichkeit mit dem Ruhezeichen in der Musik.

() Die *Einschlußzeichen* (signa inclusionis) kann man eigentlich nicht als Pausen betrachten. Sie machen den Sprechenden bloß aufmerksam, daß die dazwischen stehenden Worte, mit einem tiefen vom vorigen schnell abgebrochnen Tone gesprochen werden sollen, weil sie zur Periode selbst nicht wesentlich gehören. Nach Endigung derselben kommt man eben so schnell in den Ton zurück, welchen man verlief.

Dies sind die gewöhnlichen Pausezeichen der deutschen Sprache, welche aber nicht alle Bedürfnisse heben. Diejenigen, welche ich nachgerade anführe, und welche eigentlich nicht Pausen, sondern Accente sind, mögen diesen Mangel ersetzen.

(∞) Das *Dehnungszeichen*, ist in den Fällen nöthig, wenn der Redner auf ein Wort der Periode sein größtes Augenmerk richten muß, weil auf dasselbe das meiste ankommt und sich von ihm ein Licht auf die übrigen verbreitet; wenn er dies Wort mehr als die andern dehnen muß, damit der Sinn theils leichter gefaßt, theils — damit kein anderer den Worten untergelegt werde. Wenn das Wort, vor welchem es steht, zwei und mehrsilbig ist, so muß die Accentsilbe mehr als gewöhnlich gedehnt werden, damit der Zuhörer darauf sogleich aufmerksam wird. Z. E. „*Willst du dich glücklich machen, so meide ∞ die Menschen!*“ (Verführer, Gewinnsüchtige.) Diese Worte würden einen ganz andern Sinn erhalten, wenn man das Dehnungszeichen zu — *meide*, oder zu — *Menschen* setzen wollte.

(^) Das *Druckzeichen*, ist für diejenigen Wörter und Silben, welche scharf, mit einem Stofs auszusprechen sind. Da es eine ungewöhn-

liche und übel aussehende Trennung in der Schriftsprache verursachen würde, wenn man dießs Zeichen vor eine Silbe setzen wollte, welche mitten im Worte steht; so läßt es sich vorn oben am Worte besser anbringen und zeigt an, daß die Accentsilbe abgestossen werden soll. Z. E. *△ Gönne mir, o △ Gott! ∞ das Glück, — immer Mittel zu finden, meinen Brüdern △ nützlich zu sein.*

(. . .) Die *Bebungszeichen* sind für den Fall, wenn alle Silben eines oder mehrerer Wörter mit einem besondern Nachdruck vereinzelt werden sollen. In gedruckten Schriften pflegt man solche Wörter mit größern oder gedehnten Buchstaben anzuzeigen; in geschriebenen Aufsätzen aber würde dießs Mittel nicht bequem Statt finden.

Zum Beschluß dieses Abschnitts will ich noch ein Beispiel anführen, worin die bisher angezeigten Pausen und Accente gebraucht sind:

Wohl dir! wenn ∞ du — △ jede Stunde deines △ geschäftigen Lebens . . berechnen kannst . . ; wenn du △ alle Tage, (die Tage der △ Kindheit ausgenommen,) deiner . . Bestimmung gemäß, . . mit Ueberzeugung vollbrachtest: denn — ∞ ruhig wird dein Auge am Abend deiner △ Wallfarth △

zurücksehn, auf alle & die Werke, welche Gott durch & deine & Vermittelung werden liefs, und der Freuden & höchste, wird deine Seele erfüllen. — O & glücklicher Uebergang in eine andre Welt zu einem & belohnenden — & Vater! Fühlst du nicht & Drang ihn einst zu wandeln?

Zweiter Abschnitt.

Regeln der Tonsprache.

Es ist schon im vierten Kapitel alles, was zur Einleitung in diesen Abschnitt dienen kann, gesagt worden. Es ist nämlich erforderlich, daß der, welcher sich in der Tonsprache üben, und sie auf den rednerischen Vortrag anwenden will, natürliche Anlage habe, die Hülfsmittel und Erleichterungen des Wohllauts kenne, den rechten Gesichtspunkt wisse, aus welchem er als christlicher Lehrer und Redner — die Religion zu betrachten hat; und endlich Reinheit des Herzens und einen untadelhaften Wandel mit alle dem verbinde. Ich gehe daher sogleich zu den Regeln der Tonsprache über, ohne bei einer unnöthigen

Wiederholung des schon Gesagten mich zu verweilen. Nur dieß ist noch vorläufig zu erinnern, daß man die Tonsprache nicht mit dem Gesange verwechseln darf. — Denn obgleich die Tonsprache auch einen zweckmäßigen Takt, wie bereits angezeigt worden ist, haben muß; so ist sie doch in keine solche Schranken gewiesen, als der Gesang; — ihr Takt wechselt oft ab. Das Steigen und Fallen der Töne ist hingegen bei der Tonsprache eingeschränkter, als beim Gesange. So wie sich der Gang des Menschen zum Tanz verhält; so verhält sich die Tonsprache zum Gesange.

I. Vom Haupttone und von den Verhältnissen der übrigen zu ihm.

Man findet im alltäglichen Leben, durchgängig bei allen Menschen einen Hauptton, den man um deswillen mit Recht den herrschenden nennen kann, weil alle die übrigen Töne, zu deren Hervorbringung die Organe eines Individui Fähigkeit haben, ihre Richtungen, ihre Erhöhung und ihren Herabfall nach ihm moduliren. Jede Schwingung, jede Auf- und Abstufung der Töne, mit Eins — alle Wendungen

welche die Stimme nimmt, kehren wieder in ihn zurück. Und eben dieser Hauptton in der Stimme, ist das Charakteristische und Eigenthümliche, welches eine Stimme von der andern unterscheidet. Es kommt nicht bloß darauf an, daß dieser im Bass, jener im Tenor, im Alt oder Diskant spricht: denn sonst müßten die Stimmen des männlichen Geschlechts größtentheils einander genau ähnlich sein, weil dieß Geschlecht im Bass oder Tenor gewöhnlich spricht; so wie im Gegentheil das zweite Geschlecht im Alt oder Diskant. Die Verschiedenheit der Stimmen gründet sich vielmehr darauf, daß der Hauptton des einen — *c* ist, des andern — *f*, des dritten — *b* des vierten *dis* u. s. w. es sei im Diskant oder Bass, im Tenor oder Alt. Daher kommts auch, daß wir in der Entfernung, oder wenn anderweitige Hindernisse da sind, die uns das Steigen und Fallen der Töne nicht wahrnehmen lassen, dennoch die Stimmen bekannter Personen errathen, weil unserm Ohre der Hauptton bekannt ist, in dem sie sprechen, und den uns wegen seiner öftern Wiederholung weder die Entfernung noch andere Hindernisse rauben.

Dieser Hauptton steht mit den Sprachorganen des Menschen im genauesten Verhältniß.

Leiden diese eine Veränderung, so wird auch der herrschende Ton einer Veränderung unterworfen, welche theils vorübergehend, theils anhaltend sein kann, je nachdem die Organe den veränderten Zustand behalten, oder in den vorigen zurückkommen. Zu dieser Veränderung aber geben Anlaß, — Krankheiten der Seele und des Körpers, eine Spannung, Verengung oder Erweiterung der Werkzeuge, (wie bei Kindern, wenn sie in die mannbaren Jahre treten,) oder gewisse starke Gefühle und Empfindungen der Seele, welche — obgleich unmittelbar, dennoch einen großen Einfluß auf die Sprachwerkzeuge haben.

So wie nun im alltäglichen Leben ein Hauptton jeder menschlichen Stimme eigen ist; ebenso — muß auch in rednerischen Vorträgen ein Ton der herrschende sein. Sich darunter einen Ton zu denken, in welchem alle und jede Worte, welchen Sinn sie auch in sich fassen, hörbar würden, wäre falsch und widerspräche dem, was bereits vom Hauptton bemerkt worden ist: Denn eben deswegen, daß er der herrschende heißt, müssen andre ihm untergeordnete und von ihm abhängende Töne vorausgesetzt

werden können. Aber auch dieser Ton kann nicht immer derselbe bleiben, auch er ist der Veränderung unterworfen. Wie, durch welche Veranlassung und in welcher Absicht ein Wechsel in den Haupttönen einer Rede vorzunehmen ist, werden folgende Regeln näher beleuchten.

Erste Regel. Der Hauptton einer Rede muß sich nach dem Objekte derselben richten.

Die Natur der Töne verlangt es, unter ihnen eine Wahl bei ihrer Anwendung zu treffen. Ein Gegenstand läßt sich nicht durch alle Töne gleich gut behandeln und in ein genaues Verhältniß mit ihnen setzen: denn der eine Ton ist mehr für erhabene, der andere für tändelnde und zärtliche Gegenstände. So ist z. B. der Ton — *c* und *g* für Ruhe, für Gelassenheit, Gleichgültigkeit und Zufriedenheit; *d* — für das gesellige Leben, für Freude und Lust; — *f* und *b* — für Zärtlichkeit und Liebe: *es* — für Entschlossenheit, Muth und Vertrauen; *a* — für stille Wünsche und Hoffnungen und dergleichen. Hat nun der Komponist eines musikalischen Stücks nach seinem Gefühl die beste Wahl des Haupttons ge-

troffen, widerspricht seine Natur nicht dem Sinne des gegebenen Textes; so werden wir das Stück schön, leicht, faßlich und dem Texte angemessen finden.

Und so ist auch bei dem Redner. Auch dieser muß in den Haupttönen eine Wahl treffen; denn nur dann wird sein Vortrag angenehm, natürlich schön und reizend, wenn die Natur des Haupttons mit der Natur der Rede genau übereinkommt. Ist der Gegenstand, welchen der Redner bearbeitet, erhaben; spricht er von der GröÙe und Allmacht Gottes, oder vom Muth des Christen im Leiden, vom Kampf und Sieg über die Leidenschaften, von der Entschlossenheit und den guten Vorsätzen, nie vom Tugendwege zu weichen, von der Andacht, Ehrfurcht, Bewunderung und von andern Gegenständen ähnlicher Art; so würde *des Dur* und *es* auch *h Dur* zum Haupttone gewählt werden können. Im Vortrage über die Zufriedenheit und Ruhe des Herzens, welche der Christ genießt, über die Gelassenheit bei der Entbehrung zeitlicher Güter, über die stille Erwartung des Zukünftigen, über Verträglichkeit, Duldung und dergleichen, so wie überhaupt bei historischen Gegenständen — — *c* und

g Dur. Zärtlichkeit für die Unsrigen, Liebe für Gott und unsre Brüder, ein stilles Verlangen nach der Wiedervereinigung mit den Getrennten, mässige Freude und häusliches Glück, der frohe Hinblick in die bessere Welt u. s. w. scheinen mit den Tönen, — *b — f* und *e Dur* am besten im Verhältniß zu stehn. Heftige Begierden, lebhaft und große Freuden verlangen den Ton — *d Dur* und überhaupt jeder hohe Genuß des sinnlich Guten im geselligen Leben. Für Schaamhaftigkeit, Vorsichtigkeit, Mässigkeit, Hoffnung und dergleichen — *a Dur.* Für das Gefühl seiner Würde und seiner Verdienste, für Ernst und s. w. — *fis* und *gis Dur.*

Alle diese Töne nehmen einen bedingten (moll) Gang an, wenn man negativ von den angeführten Gegenständen spricht, wenn sich Zweifel einmischen und sich an unsre Vorstellungen, die man von ihnen hat, andere anschliessen, welche heterogen sind. Spricht der Redner z. B. von der Erhabenheit Gottes, wie sie noch so wenig Einfluss auf das sittliche Leben der Menschen hat, so würden die Töne — *des, es* und *h* — bedingt anzuwenden sein. Empfiehlt er die Ruhe des Herzens, doch so, daß er zugleich sein Miß-

trauen und seine Besorgniß äußert, daß seine Empfehlung wohl fruchtlos bleiben werde; so muß — *c* oder *g Moll* — der Hauptton sein. Klagt er über Mangel der Liebe gegen Gott und den Nächsten, so würde er in — *b, f,* oder *e Moll* sprechen müssen. Kurz — alle die Empfindungen vom Gegentheil der angeführten Gegenstände, welche den Durton haben, nehmen den Mollton an.

Der Einwurf, daß diese Wahl der Töne nach dem Objekt der Rede eine zu strenge Forderung an den Redner sei; daß sie eine große Kenntniß der Musik und ein feines musikalisches Gefühl verlange, um allemal den richtigen Ton genau zu treffen; endlich — daß sie überhaupt dem Redner unnöthige Fesseln anlege, welche der Schönheit einer Rede mehr hinderlich, als nützlich wären: — dieser Einwurf wird dadurch widerlegbar, wenn man annimmt, daß selbst die Natur unserer Empfindungen diese Verschiedenheit der Haupttöne heischt, und daß man sich nur die Töne mit ihrem Klanggeschlecht, oder mit ihren verwandten Tönen bekannt machen darf, weil uns dann bei dem Halten der Rede selbst unser eignes Gefühl auf den zweckmäßigen Hauptton leiten wird.

Zweite

Zweite Regel. *Der herrschende Ton einer Rede kann und muss mit andern Haupttönen abwechseln, wenn die Empfindungen bei gewissen Theilen derselben, die gangbare und herrschende Empfindung überwiegen, oder schwächer als diese sind; doch muss der Wechsel im Klanggeschlechte des Haupttons geschehen.*

Die Empfindung des Redners, aus welcher der Hauptton nach Maafsgabe des Gegenstandes genommen werden muss, kann nicht durchgängig einerlei bleiben. Bei dem Einerlei des Gefühls ist zu befürchten, wenn die Empfindungen schwach und mittelmässig sind; (wie bei trocknen und dogmatischen Vorträgen, wo der Verstand mit Untersuchungen grösstentheils beschäftigt wird,) dass der Zuhörer kalt und gleichgültig wird. Ist die herrschende Empfindung durchgängig stark und lebhaft, so wird der Zuhörer ebenfalls bald ermattet werden, und für den Redner selbst kann es nachtheilig sein. Die stärkste Empfindung kann am wenigsten lange in gleichem Grade erhalten werden. Es muss also ein Wechsel mit den Empfindungen bei der Rede selbst Statt finden, und wenn diess ist; auch ein Wechsel mit den Haupttönen der Rede.

Die gewöhnliche Form der geistlichen Vorträge oder Kanzelreden giebt zu diesem Wechsel hinlängliche Gelegenheit. Zum Wesentlichen dieser Form gehört, wie bekannt, das Votum, das Exordium, die Proposition und Partition, die Transition und die Peroration oder Applikation.

Das Votum oder Gebet, womit sich gewöhnlich eine Rede auf der Kanzel anfängt, fordert seiner Natur nach einen tiefern Hauptton, als die übrigen Theile der Rede. Es beschäftigt sich hier die Seele mit dem Erhabensten, gegen welchen sie tiefe Ehrfurcht, und Hochachtung haben und beweisen muß, womit sich zugleich das Gefühl der Niedrigkeit, der Abhängigkeit, und der Unterwürfigkeit verbindet. Ueberdies wäre es nicht anständig, wenn der Redner gleich im Anfange der Rede einen hohen Hauptton wählte; denn er ist es der Versammlung schuldig, ihr seine Achtung auch durch seine Stimme zu beweisen. Nicht zu gedenken, daß das Gebet eine Einleitung in eine Religionsbetrachtung ist.

Das Exordium verlangt einen höhern Hauptton, theils zum Unterschiede vom Gebet, theils, weil es den Zuhörer auf das Folgende aufmerksam machen soll. Doch darf er nicht

allzuhoch sein, weil der Redner noch nicht nöthig hat auf die Seele des Zuhörers durch einen hohen Ton zu dringen. Die Seelenkräfte sind durch Nachdenken noch nicht geschwächt.

Eben diesen Ton kann die Transition haben, sowohl in dem Fall, wenn man sich dabei den Uebergang vom Text zur Proposition denkt, als auch dann, wenn Transition der Uebergang von einem Theile zum andern heisst.

Die Proposition und Partition können, weil sie vorzüglich allgemein verständlich und deutlich werden sollen, und weil sie bloß dem Verstande des Zuhörers gesagt werden, ohne auf die Erregung der Empfindungen zu sehn, — am besten mit dem Haupttone gesagt werden, den der Redner im alltäglichen Leben braucht, wenn dieser nämlich nicht zu tief und hohl ist.

Die Peroration, — in so fern man darunter die eigentliche Abhandlung der Proposition versteht, hat vollkommen den Hauptton, welchen das Objekt der ganzen Rede verlangt. Heisst aber Peroration so viel, als Applikation oder Anwendung, so ist dazu ein höherer Ton nöthig, sowohl — weil der Redner dadurch die Wichtigkeit seines Vortrags anzeigt, als auch —

weil er hier vorzüglich das Herz des Zuhörers zu erwärmen sucht. Ist die Anwendung durchgängig in der Abhandlung verwebt, wie dieß billig der größern Nutzbarkeit wegen sein sollte; so kommt auch der Wechsel des Haupttons öfterer vor.

Um wie viel ein Hauptton tiefer oder höher, als der andre sei, ist willkührlich; doch muß der Abfall nicht zu groß sein. Nur dieß ist der Harmonie wegen zu beobachten nöthig, daß man den Wechsel der Haupttöne in dem Klanggeschlechte desjenigen Tons geschehen lasse, welchen das Objekt der Rede fordert, und der — der herrschendste und vorzüglichste ist. Wenn z. B. in einer Abhandlung über die stille Erwartung des Zukünftigen — *c Dur* der herrschende Ton ist; so würde es die Harmonie beleidigen, wenn man zum Hauptton des Gebets — *gis Dur* nähme, denn dieser Ton gehört nicht in die Verwandtschaft des Tons — *c*. Hingegen ist *g* und *a Dur* mit diesem Tone verwandt. Eben dieß ist auch bei dem Haupttone zu bemerken, welcher höher ist, als der allgemein herrschende.

Dritte Regel. *Es ist bei der Wahl des Haupttons auch Hinsicht zu nehmen, auf den Ort, wo die Rede gehalten werden soll,*

und auf die grössere oder kleinere Volksmenge.

Wenn die Sprachwerkzeuge des Redners Biegsamkeit genug haben; wenn sie so organisiert sind, daß sich der Redner ihrer nach Willkühr bedienen und ungehindert einen und den andern Hauptton wählen kann: — so ist noch eins übrig, was der Redner in Erwägung ziehn und worauf er bei der Wahl des Haupttons und zum Theil auch bei der Anwendung der Nebentöne Hinsicht nehmen muß. Diefs ist — der Ort, wo die Rede gehalten wird, und — die Volksmenge. Es ist schon im vierten Kapitel, und zwar in der Abtheilung, welche — von der frühen Benutzung einiger Hülfsmittel und Erleichterungen des Wohllauts handelt, etwas hievon gesagt worden. Bei dem Lesen, heisst es dort, wenn es in kleinen oder grossen Zimmern, in weiten und gewölbten Sälen, in freier Luft, oder bei einem Geräusch vorgenommen wird, muß man sich wohl versehen, daß die Töne mit den Oertern in keinem Widerspruche stehn. Diese Vorsicht ist nun bei freien rednerischen Vorträgen noch weit nöthiger. Die beste Wahl des Haupttons in Betreff des Redeobjekts, und der genaueste Wechsel der Töne in Bezie-

hung der Theile der Rede, werden an ihrer Richtigkeit und Zweckmäßigkeit verlieren; wenn sie nicht zugleich mit der Grösse, dem Umfange, der Höhe und Winklichkeit des Orts und mit der grössern oder kleinern Volksmenge im Verhältniß stehn: so wie es bei der Stärke und Schwäche der Stimme der Fall war. Wenn der Redner z. B. im Gebet, zwar den richtigen Hauptton wählt; allein er hat nicht natürliche Stärke genug, um jedes Wort und jede Silbe vernehmlich bis ans Ohr des entferntesten Zuhörers zu bringen; so muß seine Wahl auf einen höhern Ton fallen, welchen er mehr in seiner Gewalt hat. Besonders ist dieß bei dem allgemein herrschenden Tone zu beobachten nöthig. Gerade der wichtigste Theil der Rede, — die Abhandlung selbst, würde dem Zuhörer unverständlich bleiben.] Es muß daher jeder, der öffentlich auftreten will, seine Stärke kennen, die er bei dem gewählten Haupttone anwenden kann, und ob er die Stärke nicht während der Herrschaft des Tons verlieren würde. In Rücksicht dessen, muß er die Beschaffenheit des Hörsaals, wo er auftreten soll, wissen; ob er flach, gewölbt, winklich, oder rund ist, und — wo man die Stätte des Redners oder

die Kanzel angebracht hat, und darnach die Wahl seiner Haupttöne einschränken. Es muß ihm ferner, wenns möglich ist, derjenige Ton bekannt sein, dessen der Hörsaal seiner Größe und besonders ihm eigenthümlichen Bauart wegen, empfänglich ist, und diesen muß er zu vermeiden suchen, weil sonst ein zu großer Hall seine Worte begleitet und sie unvernehmlich macht. So muß er auch seinen Hauptton nach der Volksmenge bestimmen, weil er ihn bei einer großen Anzahl der Zuhörer erhöhen und schärfen muß; um so mehr, wenn sein Vortrag in freier Luft, und bei Geräusch des Windes oder anderer Dinge geschieht.

Allerdings sind dies Hindernisse in der ruhigen Wahl des Haupttons: allein, wenn die Stimme des Redners frühzeitig, ehe er den Beruf hat, öffentlich aufzutreten, geübt worden ist; wenn er die Mittel wohl benutzt hat, welche seinen Tönen Festigkeit und Dauer geben können: so werden sie leicht zu besiegen sein. Er wird dann jeden Ton nach seiner Willkühr zu gebrauchen wissen, und ihn mit mehr oder weniger Stärke anwenden können.

Jetzt ist noch die Frage übrig: — Wie muß sich der Hauptton zu den Nebentönen verhal-

ten? — Ohnstreitig ist hierbei vorauszusetzen, daß der Redner bei dem tiefsten, wie bei dem höchsten gewählten Haupttone, noch Fähigkeit der Organe habe, unter ihn die Stimme sinken zu lassen und über ihn zu erheben. Das Verhältniß aber, in welchem der Hauptton mit den Nebentönen steht, ist fast, — um es bildlich zu machen, wie das Verhältniß einer linsenförmigen Linie oder Ellipse zu einem ihrer Brennpunkte. Ueber ihn erhebt sich die Stimme mehr, als sie unter denselben sinkt; daher man auch in dieser Rücksicht den Hauptton nicht zu hoch wählen darf, weil der widernatürliche Zwang der Sprachwerkzeuge zur Hervorbringung der hohen Nebentöne, sehr leicht ein Quicken verursacht, oder die Töne unrein und unangenehm macht. Das Sinken aber und das Steigen der Töne selbst, muß, so wie dieß auch der Fall bei dem Wechsel der Haupttöne war, im Klanggeschlechte des herrschenden Tons geschehen. Wenn — *a* — *Dur* der Hauptton ist, so kann — *f* — im Fallen und — *c* — im Steigen der Stimme nicht vorkommen, weil diese Töne, außerhalb der Tonleiter: *e, fis, gis, a, h, cis, d, e* — liegen.

II. Vom Tonwechsel in Hinsicht der Verschiedenheit der Sätze und Perioden; oder der Gedankeneinkleidung.

Wenn es nothwendig ist, daß ein Hauptton nach Maaßgabe des Objekts der Rede gewählt werden, und so viel wie möglich ein richtiges Verhältniß zwischen ihm und den einzelnen Theilen der Rede und andern hinzukommenden Dingen Statt finden muß: so ist auch eine ebenso große Genauigkeit in der Abwechselung der Nebentöne unter einander und mit dem Haupttone nöthig; eine Genauigkeit, welche die Harmonie des Ganzen zur Absicht hat. Ohne das Steigen und Sinken der Nebentöne, welches in harmonischer Eintracht geschehen muß, würde — die genaueste Wahl des Haupttons zwecklos bleiben; eine Monotonie würde die Rede entstellen, und bei dem Zuhörer die ruhige und willige Aufnahme derselben hindern. Es folgen daher jetzt die Regeln, welche sich mit der harmonischen Abwechselung der Nebentöne bei den Perioden überhaupt und dann insbesondere bei dem bestimmten Ausdrücke beschäftigen.

1. Von der Modulation der Töne bei den Perioden — überhaupt.

Erste Regel. Man muß jede Periode mit dem Haupttone selbst, oder mit den Nebentönen, die unter ihm liegen, anfangen; ausgenommen wenn auf dem Anfang derselben ein Affekt und Nachdruck liegt.

So wie der Redner bei der Rede überhaupt einen tiefern Hauptton zur Einleitung zu wählen hat; so ist es auch hier bei jeder Periode insbesondere nöthig, — tiefere Töne zum Eingange oder Anfange derselben zu wählen. Gewöhnlich ist der Bau der Perioden von der Art, daß erst in der Mitte hie und da ein oder mehrere Wörter ihrer Vorzüglichkeit und Wichtigkeit wegen einen hohen Ton verlangen. Wollte man nun die Perioden hoch anfangen; so würde man den Zuhörer bei der Fortsetzung derselben in Zweifel setzen, auf welches Wort er sein größtes Augenmerk richten soll, und die wirklich wichtigen würden ihm nachgerade unbemerkt bleiben, oder würden dem Gedanken, welcher in ihm rege werden soll, nicht die volle Spannkraft geben. Es würde gleichsam ein Mißtrauen, verra-

then", welches man in die Bereitwilligkeit des Zuhörers, uns anzuhören, setzte; wenn man durch die Höhe des Tons ihm anzeigte, man sei mit dem Vortrage noch nicht fertig, er solle nur zur Anhörung des Folgenden noch Geduld haben. Ein solcher Vortrag muß in die Bude des Marktschreiers verwiesen bleiben. Am wenigsten würde es bei langen Perioden geschehen können, weil man die Fülle des Odems zum Folgenden braucht, und daher im Anfange nicht verschwenderisch damit sein darf; da gewöhnlich ein grösserer Odemstofs und ein höherer Grad der Thätigkeit unserer Organe mit den höhern Tönen verbunden ist. Die Fälle aber, wo man unter dem Haupttone und wo man in demselben anfangen muß, lassen sich nicht genau bestimmen: doch scheinen alle die Perioden einen tiefern Ton im Anfange zu verlangen, in welchem ein Mollton der herrschende ist, und in denen, wo gleich nach dem Anfange ein hoher Schwung des Tons mit Nachdruck verbunden folgt. Z. E. *Ich habe schon oft die Freuden des Nützlichwerdens dir geschildert, und eine Thräne, — die Zeugin deiner Rührungen zitterte dir im Auge: aber — getäuscht sind meine Erwartungen von dir. — Hier ist ein Mollton der herrschende.*

Ferner: — *Mein größtes Bestreben sei, im richtigsten Verhältnisse mit Gott und meinen Brüdern zu stehn.* — Hier fordert das Wort — *größtes*, einen hohen Ton, welcher bis um eine Oktave vom Tone des ersten Worts sich entfernen kann; daher eben dieser tiefer als der herrschende ist. Dabei ist aber zu merken, daß der Ton nicht allzutief liegen, und für die Organe nicht unerreichbar sein darf; es gehen sonst die ersten Worte der Periode dem Zuhörer verloren. Auch müssen diese Töne, ob sie gleich tief sind, nicht zugleich schwach sein, in der falschen Absicht, um dann, mit desto größerm Nachdruck die folgenden Worte hören zu lassen. Gewänne auch dadurch der Zuhörer den Vortheil, daß er die nachdrucksvollen Worte mit hinlänglicher Stärke und in voller Reinheit des Tons vernähme; so entgienge ihm doch der nöthige Zusammenhang: der Kakophonie nicht zu gedenken, welche in großen Hörsälen entsteht, wenn sich an einen dumpfen und niedrigen Ton, unmittelbar ein hoher und schneidender anschließt.

Liegt hingegen auf dem Anfange der Periode ein Nachdruck, so ist es nöthig, sie mit einem hohen Tone anzufangen. Hiebei kommt viel auf

die Versetzung der Periodenglieder an. Ich kann nämlich mancher Periode eine solche Wendung geben, daß die Worte des Nachdrucks im Anfange stehn. So würde z. B. der obige Satz: Mein größtes Bestreben sei, u. s. w. — so versetzt werden können, daß man einen hohen Ton auf den Anfang legen könnte, als; *Größer und wichtiger sei keine meiner Bemühungen, als die, — im richtigen Verhältnisse mit Gott und meinen Brüdern zu stehn.* Allein dieß läßt sich nicht in allen Perioden anbringen; da es überhaupt mehr zur Verschönerung der Rede dient, mit der Form der Perioden zu wechseln. Nur in dem Fall könnte es erlaubt sein, mehrere auf einander folgende Perioden hoch anzufangen, wo der Redner mit aller Stärke und mit Leidenschaft in den Zuhörer dringt; als in der Applikation.

Sei nun der Anfang hoch oder niedrig; so ist es doch in beiden Fällen nöthig, daß die Töne mit dem Haupttone verwandt sein müssen. Wenn daher der herrschende Ton — *c Dur* ist, so kann man nicht über ihn *dis* oder *fis*, und unter ihm nicht *b* oder *gis* wählen. Ueberhaupt ist diese Verwandtschaft durchgängig bei der Modulation der Stimme zu beobachten nöthig.

Zweite Regel. Die Fortsetzung oder das Mittel der Periode läßt sich wegen der Verschiedenheit des Gefühls und des Inhalts der Rede in keine einförmigen Schranken bringen. Doch müssen die Nebentöne weder in der Höhe noch in der Tiefe ihre Gränzen überschreiten.

Wollte man angeben, wo im Fortgange der Perioden die Stimme sinkt und sich erhebt; wo sie um eine Terze und Quinte steigt, oder um eine Sekunde fällt und dergleichen, so müßten alle und jede Perioden in eine Form gegossen sein. Ihre Verschiedenheit aber läßt sich nicht berechnen. Sie sind groß und klein. Diese enthalten viel Mittelsätze; jene sind einfach. In einigen liegt viel Sinn, der jedoch keiner weiterwörtlichen Erklärungen bedarf: andere hingegen sind von der Art, daß ihnen zur Beleuchtung des Sinns noch mehrere Perioden folgen müssen. Manche sind am Gewicht des Inhalts in allen Gliedern sich gleich, andere aber haben nur hie und da Wörter von Gewicht und Nachdruck. Bisweilen steigt der Ton in Sach- oder Beiwörtern; bisweilen in Nebenwörtern und Verbindungen. Und angenommen, daß es mög-

lich wäre, die Verschiedenheit der Perioden aufzuheben, und ihnen allen gleiche Gestalt zu geben: so läßt sich doch diese Gleichheit nicht auch in die Stimmung der Seele aller derer bringen, welche sie mündlich vortragen. Der eine findet hier mehr Gewicht, oder sucht des Folgenden wegen gerade auf diesen Gegenstand den Zuhörer aufmerksam zu machen, und der andere — auf jenen. Beide können Recht haben und jeder von ihnen kann eine und dieselbe Periode schön und euphonisch gut vortragen. So wie in der Musik ein Thema von verschiedenen Meistern, auch verschieden, obgleich von allen richtig und schön vorgetragen wird; so ist es auch hier.

Aus diesem aber folgt nicht, daß das Steigen und Fallen der Stimme ganz wegbleiben könnte. Alle die Wörter, auf welche in der Periode viel ankommt, welche eine Beweiskraft in sich haben und die der Redner in den Vordergrund stellen muß, damit sie der Zuhörer, wie im Gemälde die Hauptfigur, sogleich bemerke; alle diese müssen durch einen veränderten Ton dargestellt werden. Man kann überhaupt einen zwiefachen Töngang der Perioden annehmen. Er kann entweder ruhig fließend sein, wo man sich nur selten, und

wenn es geschieht -- nicht weit vom Haupttone entfernt ; oder mit öfterer Abwechselung der Töne und mit einer größern Entfernung vom Hauptton. Jene Art ist grösstentheils beim Lesen anzuwenden und bei solchen Perioden überhaupt, welche mehr für den Verstand, als für das Herz sind, und wo Ruhe der Seele die Hauptstimmung ist: diese hingegen für rednerische Vorträge, besonders wenn sie in grossen Hörsälen geschehen.

Da indessen weise Mässigung den Redner auf der Kanzel in so manchem Betracht leiten muß; so ist auch hier nöthig, daß er sich bei dem Steigen und Fallen der Töne in gewissen Schranken hält. Aus einem Tone sich bis in den achten oder bis in die Oktave zu erheben, scheint auf der Kanzel der grösste rechtliche Aufschwung zu sein, und eben so der Herabfall von einem hohen Ton in einen tiefen. Höher zu steigen und tiefer zu fallen, würde um deswillen nicht anzurathen sein, weil die Sprachorgane für mehr als acht Redetöne nicht hinlängliche Fertigkeit haben, zumal wenn der Hauptton hoch gewählt ist. Die Töne würden sich zu sehr pressen, und die Anwendung der Organe würde leicht unwillkührliche Töne vermitteln, oder ihnen eine undeut-

deutliche Schwäche geben. Ueberdies ist ein höherer Aufschwung des Tons der Beweis einer starken Bewegung der Seele oder einer heftigen Leidenschaft, welche auf der Kanzel gar nicht vorkommen sollte. Wenn daher — *c* *Dur* der Hauptton wäre, so kann der Schwung vor — *g* oder *a* — bis in die Oktave bequem Statt finden. Unter dem — über dem *c* liegenden — *g* — können alle weniger starke Schwingungen der Töne in dem Klanggeschlechte geschehen; aber — über ihn hinaus selten und mit Vorsicht, ausgenommen bei der Wahl eines erhöhten Haupttons. Gewöhnlich sinkt die Stimme vor dem Aufschwunge um einen, auch um zwei Töne.

Dritte Regel. *Der Schluss der Perioden geschieht größtentheils in der Tiefe, zuweilen aber auch im Haupttone und in der Höhe.*

Die Natur selbst verlangt es, daß die Perioden größtentheils in der Tiefe sich endigen. Der Aufwand des Odems, welcher durch das Steigen und Fallen der Stimme, durch den langsamen und raschen Gang der Sprache, durch die Vereinzelungen gewisser Wörter und durch die kleinern Pausen verursacht wird; dieser bezeichnet an sich schon seine Endschaft mit einem niedrigern Tone.

Ein empirischer Beweis hievon ist uns jedes Stöhnen, wo den Odemgang gewisse unartikulierte Töne begleiten, welche allemal mit dem Ausgange des Odems, wenn keine dazwischenkommende Empfindung sie hindert, sich senken. Es ergibt sich aber von selbst, dass bei artikulierten Tönen, wodurch irgend ein Objekt bezeichnet, und ein Gedanke erregt und beleuchtet werden soll, dieses Sinken des Odems nicht zugleich so schwach sein darf, dass der gegliederte Laut nicht in allen seinen Theilen hörbar und vernehmlich würde. Es darf daher kein Wort am Ende der Periode so verspätet werden, dass es nachgerade den völligen Ausgang des Odems begleitet; sondern es muss beim Schluss des letzten Wortes noch ein Rest des Odems übrig sein, welcher dann ohne Tonbegleitung sich verliert. Nur diejenigen Perioden nehme ich aus, welche ein Kranker und Sterbender sagte, und die man getreu zu wiederholen sucht. Wenn nun zur Hervorbringung des Worts noch hinlängliche Luft da ist; so können auch die Organe noch zweckmässig wirken, damit nicht ein widriger unwillkührlicher Ton entsteht, sondern ein solcher, welcher mit dem gangbaren Haupttone im Verhältniss steht. Schon oben, wo vom Verhältnisse des Haupt-

tons zu den Nebentönen die Rede war, ist bemerkt worden, daß sich die Nebentöne unter dem Haupttone nicht so weit entfernen, als diejenigen über ihm. Es muß daher der Herabfall noch mehr in seinen Schranken bleiben, weil die Ueberschreitung derselben nachtheiliger für die Vernehmlichkeit sein würde, als wenn die Töne zu hoch steigen. Am richtigsten ist dieser Herabfall, wenn er vom Haupttone um eine Quarte sinkt; z B. von — c bis ins g. Bei dem ruhigen Tongange der Perioden, wo wenig Abwechselung ist, und wenn vor dem Herabfall ein oder etliche Wörter wie einzelne Schläge im Haupttone gesprochen werden, (man sehe die Erklärung der Bebungszeichen) — geschieht dieser Herabfall ohne Vorschlag. Außerdem steigt die Stimme vor dem Herabfall um ein oder mehrere Töne auf der Accentsilbe, je nachdem viel oder wenig Gewicht auf der Silbe liegt: so daß der Ton der Accentsilbe — g sein, und dann der Herabfall um eine Oktave bis wieder ins — g geschehen kann. Die Silben, welche zwischen der Accentsilbe und der letzten liegen, können — damit der Abfall nicht zu plötzlich geschehe, von denen dazwischenliegenden verwandten Tönen begleitet werden. Bisweilen steigt die Stimme auf der letzten Silbe wieder

um einen Ton, so daß die ohnletzte die tiefste ist.

Allein nicht immer sinkt die Stimme am Ende der Perioden in die Tiefe; sie bleibt zuweilen in der Mitte oder im Haupttone, und steigt bei einigen auch in die Höhe. Den Schluß im Haupttone verlangen meistens diejenigen Perioden, welche Feierlichkeit ankündigen, deren Gegenstand unmittelbar Ehrfurcht, Ernst, Andacht, Gefühl der Schwäche, Hoheit und dergleichen ist. Die Stimmung der Seele erhält hier den Odemgang immer in gleicher Stärke, und läßt ihn nie zu einer gänzlichen Schwäche kommen. Ueberdies ist bei diesen Gegenständen der Rede der Hauptton an sich schon tief, es würde daher das Herabsinken am Schluß der Perioden sich in undeutliche Töne verlieren, oder in solche, welche mit dem Haupttone in keiner harmonischen Eintracht stehn. Z. E. — *Mit einmüthigem Geiste wollen wir dich, — Vater des Ganzen verehren. Jede sinnliche Störung, jedes Hinderniß im ruhigen Nachdenken über dich — weiche fern von uns; damit der dadurch erhaltene Antrieb zum Guten wirksam werde für unser Leben. Wir, deine Geschaffnen bitten dich, u. s. w. — In der Höhe endigen sich größtentheils die*

Perioden, in welchen ein Drang der Seele herrscht. Dieser spannt die Sprachwerkzeuge an und gestattet nie den völligen Ausgang des Odems; daher auch diese Perioden nicht lang sein dürfen, weil sie ohne genaue Erklärungen und Zwischensätze ihrem Entzwecke zueilen. Besonders steigt der Ton am Ende der Perioden, in welchen ein Mollton herrscht. Z. E. *Die ich sonst Freunde nannte, verkennen mich! — Verläumdung spottet meiner mit Hohngelächter! Nirgends — nirgends lächelt mir wieder — die Ruhe, die sonst meine ganze Seele füllte!*

2. Vom Tonwechsel des bestimmten Ausdrucks insbesondere.

Es ist schon oben erwähnt worden, daß die Empfindung in einer Rede nicht einerlei sein, sondern — um der Kälte und der Erschlaffung des Zuhörers vorzubeugen, mit andern abwechseln müsse. Aber wie wenig würde der Redner diesen Zweck erreichen, wenn der Wechsel der Empfindungen keinen Einfluss auf die Periodenform hätte? Diese Aenderung der Perioden ist unumgänglich nöthig, und giebt dem Stil einen höhern Schwung. Zu diesem Wechsel der Periodenform leitet selbst jede Empfindung, jedes Gefühl und

Leidenschaft: wie dieß die psychologischen Beobachtungen eines jeden, (welche überhaupt bei allen Rednern sollten vorausgesetzt werden können,) und außerdem die Bemerkungen, welche oben bei dem harmonischen Gange der Sprache von den Stimmungen der Seele bereits gemacht worden sind, außer Zweifel setzen. In dieser Rücksicht würden die allgemeinen Regeln vom Anfang, Fortgang und Schluß der Perioden nicht für jeden Fall anwendbar sein. Die Wendungen, welche die Perioden hie und da nehmen, und die Figuren der Rede in ganzen Sätzen, fordern auch einen ihnen eigenthümlichen Tongang. Ueberfluß aber wäre es, und eine unnöthige Anhäufung vermeidlicher Tautologien, wenn die Folge sich auf solche Wendungen einliesse, welche durch die allgemeinen Regeln des Tonwechsels erklärbar sind, oder mit solchen, die sich nur auf einzelne Worte beziehen. Die hier angeführten haben alle ihre Eigenheiten, und gehen mehr oder weniger von den allgemeinen Regeln ab, oder verlangen eine nähere Betrachtung im einzelnen.

Fragen.

Sie haben alle einen bestimmten Tongang, welcher wenig Ausnahmen leidet. Der Anfang

derselben geschieht gewöhnlich im Haupttone, und so auch der Fortgang; damit der letzte Schwung desto mehr ins Ohr falle. Es würde aber bei langen Fragen eine Kakophonie und Undeutlichkeit erregen, wenn die Stimme bis zum letzten Schwunge ohne Veränderung sich fortbewegte; daher bei diesen die Stimme nach Veranlassung der Sprachpausen, besonders des Trenners, (man sehe die Lehre von den Pausen,) sich hie und da erhebt; doch dürfen diese Erhebungen die letzte nicht übersteigen. Diefs gilt auch bei der Tonerhebung vorzüglicher und wichtiger Wörter. In den Fragen, welche zugleich eine Warnung und Verwunderung, ein Mißfallen, eine Drohung und Verachtung anzeigen, wähle man im Anfange einen tiefern Ton, z. E. — *a*, wenn der Hauptton — *c* ist, den man auch bis zur Hälfte, wenn sie nicht allzulang sind, beibehalten kann. Der Schluss derselben ist allemal in der Höhe. Ehe aber die Stimme steigt, sinkt sie zuvor um einen Ton, worauf sie sich am häufigsten um eine Quarte erhebt; als bei dem — *c*, wo sie ins — *e* sinkt und dann ins — *f* steigt. Das Steigen kann jedoch, wenn viel Nachdruck damit verbunden ist, bis in die Oktave, also von — *c* bis — *c* geschehen. Höher zu steigen, würde

besonders für den Redner auf der Kanzel nicht rathsam sein.

Ausrufungen.

Da man unter dieser Benennung nicht durchgängig Sätze von einerlei Art versteht, sondern sich theils Sätze dabei denkt, welche im eigentlichen Sinn diesen Nahmen verdienen, theils solche, welche nur ihrer Wichtigkeit und ihres reichhaltigen Inhalts wegen, der durchgängig sich am Gewicht gleich bleibt, vor andern Perioden ausgehoben werden; so muß man auch in der Anwendung der Tonbewegung einen Unterschied machen. — Nimmt man diese Sätze im eigentlichen Sinn, daß man nämlich sich Worte darunter denkt, welche vermöge der Entfernung des Zuhörers, oder anderweitiger Hindernisse, einen weit stärkern Grad des Tons verlangen, als die Worte des alltäglichen Lebens; so ist es nöthig, daß die Stimme weder zu hoch steige, noch zu tief herabsinke. Man hat dabei nicht die Absicht die Empfindungen zu erwecken, sondern nur dem Verstande des andern den Sinn der Worte faßlich und vernehmlich vorzutragen. Der herrschende Ton muß daher höher sein, als der gewöhnliche. Der Anfang kann im Haupttone selbst, oder in de-

nen, die zunächst unter ihm liegen, geschehen; die Fortsetzung steigt hie und da sehr wenig, und der Schluß ist auch entweder im Haupttone oder im nächsten über ihn. — Versteht man aber unter Ausrufungen Sätze von Gewicht und Nachdruck, wie dergleichen häufig bei dem Redner vorkommen: (Apostrophe, Sermocinatio, Prosopopeia,) so muß zwar der Hauptton auch höher sein, als der gangbare und herrschende, in welchen man nachgerade wieder zurückkehrt; allein die Töne selbst werden nicht in solcher Stärke hörbar, als in jenen, wodurch auch der Wechsel der Höhe und Tiefe des Tons nicht verhindert wird. Es können diese Sätze ihrer Natur nach nicht lang sein, wie bereits oben bei dem Zeichen derselben (!) angemerkt worden ist.

Zweifel und Wünsche.

Sie und mit ihnen ähnliche Aeufserungen der Seele, als Bedenklichkeiten, Schwierigkeiten die man vermuthet, Bedauern und dergleichen, fordern zum Hauptton einen, welcher tiefer als der gangbare ist; und sind daher das Gegentheil von den Ausrufungen in Absicht des Tongangs. Aus — *c*, als dem herrschenden Tone, kann man in — *a* fallen. Um das Ungewisse anzuzeigen,

muß die Mollverwandschaft des Tons angenommen werden, in welcher die Töne steigend und sinkend sich bewegen. Der Anfang derselben kann am besten im Haupttone geschehen, damit der Zuhörer den Abfall von dem, der bereits bisher in der Rede herrschte, in seiner Gröfse sogleich bemerke. Das Mittel richtet sich nach der allgemeinen Regel, wobei jedoch zu merken, daß das Steigen und Fallen nicht zu jähling geschehen darf, sondern daß man sich der dazwischenliegenden Töne zu einem Uebergange bediene. Der Schluß ist größtentheils im Haupttone, oder über ihm, doch darf der Aufschwung nicht zu hoch sein; am besten erhebt er sich bis in die Terze. Zuweilen sinkt der Ton; — aber auch hier darf sich der Schlußton nicht zu tief vom Haupttone verlieren.

Periodenglieder, welche auf einen Hauptgedanken hinweisen.

Durch einerlei Tongang, oder durch eine ebenmäßige Tonleiter charakterisiren sie sich. Diese Gleichheit ist um deswillen nöthig, damit der Hauptgedanke, zu dem sie hinführen, desto lebhafter dargestellt werde; gesetzt auch, daß unter ihnen einige eine reichhaltigere Materie enthielten, daß mehr Beweiskraft in diesem,

und in jenem mehr Reitzbarkeit für die Empfindung läge. Man kann sie in dem Tone anfangen, der zunächst unter dem herrschenden liegt, in diesem aber bewegen sie sich dann größtentheils fort, und steigen am Ende etwas in die Höhe; worauf dann der Hauptgedanke, noch höher anfangen, im langsamen Zeitmaasse und mit allmählig sinkender Stimme fortgesetzt und in der Tiefe geendigt wird. Z. B. — *Die mit jedem Tage sich erneuende Güte unsers Gottes; der väterliche Sinn, welchen wir in allen seinen Leitungen finden; seine Langmuth — bei unsern Fehlern und Schwachheiten; seine — alles umfassende Liebe und Erbarmung: o dieses alles reitze uns zur Nachahmung im Umgange mit unsern Brüdern.*

Vorbereitungen, Einleitungen und Sustentationen.

In sofern alle die Wörter, die Erklärungen, Nebenideen und Erläuterungen, welche zur Vorbereitung dienen, in einem andern Tongange und in einem schnellern Zeitmaasse gesprochen werden, als der Satz, worauf man vorbereitete, — um ihn destomehr ins Licht zu stellen; in sofern haben die Vorbereitungen Aehnlichkeit mit den Periodengliedern, welche einem Haupt-

gedanken untergeordnet sind. Sie können in höhern Tönen über dem Haupttone gesprochen werden, so daß der Tonwechsel dabei weder zu häufig vorkommt, noch das Steigen und Sinken zu groß ist. Der Schluss derselben ist in der Höhe, worauf dann der vorbereitete Satz im langsamen Zeitmaasse, nach einem Abfall von der Höhe — größtentheils im Haupttone schwebend gesagt wird. Z. B. *Weder durch blinde Vorliebe geleitet, noch verführt durch Verblendung einiger glänzenden Züge des Karakters, oder anderer scheinbar guten und edlen Thaten; nenne ich ihn mit Recht, — — einen Wohlthäter und Vater der Nothleidenden und Dürftigen.* Die Sustentationen, wo der Redner den Zuhörer zweifelhaft macht, und dann mit Eins durch einen Satz die Zweifel aufhebt, haben fast eben die Anwendung der Töne, nur mit dem Unterschiede, daß die Zweifel und Bedenklichkeiten im Mollton und in einem langsamen Zeitmaasse gesprochen werden, hingegen die Aufhebung derselben in einem schnellen Gange und in Dur.

Parenthesen.

Man hat sie als Erklärungen und Anmerkungen eines Wortes in der Periode und seines Begriffs anzusehn; Erklärungen — die man mit

den übrigen Nebenideen nicht wohl vereinigen und in eine Verbindung setzen konnte, und durchaus isolirt werden müssen. Sie stehn in keiner Beziehung auf das Objekt der Periode; sondern schränken sich nur auf Nebenideen ein. Dem zufolge verlangen sie auch einen Tongang, welcher sie von den übrigen Periodengliedern isolirt darstellt. Diefs geschieht nun, wenn der Anfang derselben den bis dahin herrschenden Hauptton und seine Schwingungen plötzlich dadurch unterbricht, daß der darauf liegende Ton in die Tiefe sinkt. Sind die Parenthesen nicht lang, so kann man ohne merkliche Abweichung in der Tiefe bis ans Ende beharren, worauf man eben so schnell, als der Abfall war, in den vorher verlassnen Tongang zurücktritt, und ihn in seiner Stärke oder Schwäche fortsetzt. Sind die Parenthesen lang, so dürfen die Bewegungen der Nebentöne nicht groß sein, damit das Charakteristische derselben nicht verdunkelt werde. Der Abfall selbst aber muß mit Wahrnehmung des Klanggeschlechts, nicht allzutief sein, um die Undeutlichkeit zu vermeiden. Wenn *es Dur* der Hauptton ist, so kann der Abfall bis — *c*, tiefstens bis — *b* geschehen. — Eben so, wie die Parenthesen in Beziehung des Tongangs zu

betrachten sind, hat man auch in gedruckten und geschriebenen Schriften, die unten beige-fügten Anmerkungen anzusehn, ohne deren Einschaltung der angeführte Begriff oder das Folgende unverständlich bliebe; wenn sie nämlich nicht zu lang sind und bequem eingeschaltet werden können. — Endlich gehört noch hier, wenn der Redner in der Schilderung und Ausführung einer Idee plötzlich abbricht, und den Zuhörer auf etwas anders lenkt. (Aposiopesis.) Hier ist der Abfall von ähnlicher Art als bei den Parenthesen. Z. E. *Ich habe euch so viele Annehmlichkeiten dieser Tugend gezeigt; so vielen Reitz, so viele selige Folgen, so viel — doch ich will nicht, u. s. w.*

Antithesen und Concessionen.

Im Anfange des vierten Kapitels, wo von der natürlichen Anlage zur Beredsamkeit gesagt wird, daß der Redner wenigstens acht Töne zu beherrschen im Stande sein muß, heisst es unter andern: Der Redner muß das wechselseitige Gespräch mehrerer Personen in sich vereinigen können. Die Rechtmäßigkeit dieser Forderung wird nun besonders hier bei den Antithesen bewiesen, in sofern sie als ein Dialog zu betrachten sind. Der Sinn, welcher sich in den Sätzen

zu widersprechen scheint, oder sich wirklich widerspricht, muß auch durch einen zwiefachen Tongang bemerkt werden; jetzt in der Höhe und dann in der Tiefe; wobei die Stärke und Schwäche der Töne auch vieles zur Unterscheidung beitragen muß. Dafs der Wechsel des Haupttons seine Gränzen nicht überschreiten, das ist, dafs die Stimme nicht aus dem Bass in den Diskant und aus diesem wieder zurückfallen darf, versteht sich von selbst. Die Concessionen, wo der Redner die Gedanken und Meinungen anderer anführt, und sie mit seinen eignen bestätigt und billigt, verlangen einen ähnlichen Wechsel.

Gradationen.

So wie der Sinn der Sätze am Gewicht stufenweise steigt, so muß auch die Stimme diese Erhöhung durch Steigen begleiten. Wo hingegen die Stärke des Sinns nach Graden sinkt, da sinkt auch die Stimme. Dabei ist zu bemerken, dafs — jemehr Grade der Erhöhung oder Schwächung des Sinns vorhanden sind, je weniger groß die Stufen des Tongangs im Aufsteigen und Niedersinken sein dürfen; damit weder der höchste noch der tiefste Grad in einer undeutlichen und erzwungenen Höhe oder Tiefe des

Tons gehört werde. Z. B. Malth. 5, 44. *Liebet eure Feinde; (erster Grad des Sinns und des Tons,) segnet, die euch fluchen; (zweiter Grad,) thut wohl denen, die euch hassen; (dritter Grad,) bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen. (Vierter Grad.)* — Ferner in der Abstufung des Sinns und des Tongangs: *Aus reinen Quellen flossen alle seine Tugenden; (erster Grad,) seine Freundschaft und Liebe war vest und treu; (zweiter Grad,) und sein Umgang mit Menschen anziehend und reizend. (Dritter Grad.)*

Vorwürfe und Verweise.

Weil eine Verachtung und ein Mißfallen an den Reden, Handlungen, oder an der Denkart anderer damit verbunden ist, so kann man sie in der Tiefe unter dem Haupttone anfangen. Die Fortsetzung derselben steigt in den Tönen nach Maafsgabe des größern oder geringern Eifers, welcher die Worte begleitet. Spricht man mit Leidenschaft, so steigt der Ton der Vorwürfe schnell, und höher, als in dem Fall, wo man ein Bedauern zugleich äußert. Bei dieser letzten Art der Vorwürfe kann man den Mollgang der Töne anwenden. Der Schluss derselben ist in der Höhe; zuweilen sinkt aber auch die

Stimme

Stimme am Ende von der Höhe, — doch nicht um einen Ton.

I r o n i e.

Ohngeachtet der Redner, besonders auf der Kanzel, diese Wendung oder Figur nur selten, und wenn es geschieht, nur mit Vorsicht und Klugheit gebrauchen muß; so kann sie gleichwohl zur Eindringlichkeit gewisser Wahrheiten sehr vieles beitragen. Sie ist jedoch nicht von einerlei Art, und daher auch in ihrem Tongange verschieden. Ist sie als ein verstellter Befehl anzusehn, wo der Redner dem Zuhörer etwas sagt, was er thun oder lassen soll, ohngeachtet er die entgegengesetzte Wirkung beabsichtigt; so kann sie, ohne öftern und starken Tonwechsel, in oder unter dem Haupttone gesprochen werden, mit Abstossung der Worte, und überhaupt in einem raschen Zeitmaasse. Z. E. *Meidet die Tugend; verachtet die Lehren der Weisheit; verspottet das Beispiel des rechtschaffnen Mannes, und erndtet die Glückseligkeit, auf welche ihr Ansprüche machen könnt.* — Ist aber Ironie ein verstelltes Lob; so ist der Tongang höher als der herrschende und die Töne werden überhaupt hohl gesprochen. Der mimische Ausdruck, oder die Geberdensprache

muß dabei allerdings das meiste beitragen. Die dritte Art der Ironie, wo man etwas zu verschweigen scheint, und es gleichwohl gesteht, gehört unter die allgemeinen Regeln, oder läßt sich durch andre Arten des bestimmten Ausdrucks erklären. Das einzige ist dabei zu bemerken, daß sich der Redner geheimnißvoll anstellt.

III. Vom Tonwechsel nach Maaßgabe der starken Empfindungen der Seele, oder der Leidenschaften.

Im ersten Abschnitt dieses Kapitels ist bereits schon, in der Lehre vom Zeitmaasse und dem harmonischen Gange der Sprache, der Einfluß der Seelenstimmungen und Leidenschaften, und ihr Verhältniß zu dem Redegange gezeigt worden. Diese Abhandlung soll um ihren verschiedenen Einfluß auf die Tonsprache zeigen und ihr Verhältniß zu den Tönen selbst. Sie charakterisiren sich vorzüglich durch die Verschiedenheit der Töne, durch die Höhe oder Tiefe, und durch die häufigen oder seltenen Schwingungen derselben; denn weder durch den harmonischen Gang der Sprache, noch durch den mimi-

schen] Ausdruck können sie so genau von einander unterschieden werden.

Allein eben das Anschauliche und Lebhaftes derselben, welches durch den Wechsel des Haupttons und durch die Begleitung eigenthümlicher Töne bewirkt wird, — veranlaßt zugleich folgendes Problem: Ob der Kanzelredner durch charakteristische Töne eine lebhafte und heftige Stimmung der Seele, einen hohen Grad der Gefühle, oder mit einem Wort — Leidenschaften darstellen darf? — Es ist bereits schon bemerkt worden, daß es dem Redner erlaubt sei, jedoch nur im Einzelnen: ich will daher jetzt kürzlich die Ursachen und zugleich die Gränzen, welche er dabei zu beobachten hat, zusammen unter einen Gesichtspunkt zu bringen suchen.

Es ist der psychologischen Erfahrung gemäß, daß der Redner bei dem Objekt, welches er zu bearbeiten hat, in eine allgemeine Hauptstimmung der Seele versetzt wird. Er wird Freude und Heiterkeit fühlen, wenn er den Gedanken zum Gegenstande seiner Rede hat, — — *daß wir Gott unsern Vater nennen*; und hingegen Unzufriedenheit, wenn er — — *von den traurigen Folgen der Verläumdung* spricht. Aber bei der Beschauung aller möglichen Seiten seines

Objekts, wird und kann diese Stimmung sich nicht gleich bleiben; er wird bei diesen Seiten mehr, bei andern weniger stark empfinden. Und dieß um so mehr, je mehr er die Wahrheit liebt. Auch auf der Kanzel ist er — ein Mensch; daher zugleich gewisse Umstände, Zeit, Ort, Menge der Zuhörer, Klassen derselben und dergleichen, seiner Seele hie und da eine grössere oder kleinere Schwungkraft mittheilen. — Wollte man daher eine Unterdrückung aller Leidenschaften vom Redner — als einem Menschen verlangen; so würde man mehr fordern, als er zu leisten im Stande ist.

Und selbst um der Zuhörer willen, muß er oft seine Leidenschaften — hörbar werden lassen; denn sie alle sind Menschen, welche Empfindungen haben, die er gerade hier erwecken, leiten, berichtigen und zur Aufnahme dessen, was er vorträgt, benutzen soll. Er muß durch erlaubte Leidenschaften, wenn ich so sagen darf, andere unerlaubte, schändliche und der Menschheit nachtheilige verdrängen, und die schlummernden Gefühle, durch die Stärke seiner Empfindungen beleben; weil darin ein Beförderungsmittel des Tugendsinns und Tugendwandels liegt. — Die Religion selbst bietet hiezu die

Hand; sie selbst leitet zu starken Gefühlen und Leidenschaften.

Es würde daher den religiösen rednerischen Vorträgen, in so fern man sie betrachtet, wie sie sind, — als menschlichen Vorträgen, ein Hauptkarakter fehlen; wenn leidenschaftliche Gefühle — nach ihren Tonäusserungen durchgängig aus ihnen verwiesen würden. Allein eben die Religion, welche den Menschen auf die Gränzen der Tugenden und der entgegengesetzten Laster aufmerksam macht und die Gefahr zeigt, welcher der Tugendhafte ausgesetzt ist, wenn er die Gränzen nicht immer im Auge hat: eben diese weist auch den, der sie den Menschen bekannt macht, in gewisse Schranken, deren Uebertretung ihm und andern nachtheilig wird. Hiernach darf er nie vergessen, daß Liebe das Grundgesetz aller Tugenden ist, und daß er vor dem Auge des Allsehenden erscheint, der in einem undenkbaren Abstände von ihm erhaben ist; um — Glückseligkeit, sowohl moralische als physische unter seinen Brüdern zu verbreiten. — Er muß für alle Wahrheiten, welche sich auf die Glückseligkeit der Menschheit beziehen, Sinn haben, und darf nicht bloß bei einer und der andern Tugend,

als Glückseligkeitsquelle starke Gefühle und Leidenschaften in sich nähren, sondern bei allen, weil sonst viele seiner Zuhörer die übrigen Quellen als seicht ansehen würden: so wie er im Gegentheil jedes moralische Uebel, jede Irrungen, Fehler, und Laster gehässig und fliehenswerth darstellen muß. — Er muß ferner den Menschen im Allgemeinen nehmen wie er ist; ihn weder in den verschiedenen Lagen, Verhältnissen, Geschäften und im Umgange mit andern, für besser und vollkommner halten, noch auch ihm gewisse Thorheiten und Laster andichten, welche er nicht hat, wenigstens nicht in einem allzuhohen Grade. Einzelne Verbrechen oder erhabene und glänzende Tugendbeweise, dürfen im ersten Fall nie ein Verdammungsurtheil über eine ganze Gemeinde bringen, und im andern Fall, nie — ein unmaafsgebliches Lob veranlassen. Nie darf die Empfindung und Leidenschaft so herrschend werden, daß die Sprachorgane dadurch in ihren Anwendungen und Vermittelungen gehindert werden. Noch weniger dürfen erborgte Hülfsmittel angewandt werden, um dadurch eine heftige Gemüthsbewegung anzuzeigen, welche nicht wirklich vorhanden ist. Es ist empfindelnd über jeden Unfall, über jedes

Leiden dieses Lebens zu weinen. Gewönne auch der Redner den Vorthail, daß er dadurch die Empfindungen der Zuhörer, besonders des zweiten Geschlechts reizte; so wird er im Gegentheil eben dadurch das ruhige Nachdenken der Vernunft hindern und die Ueberzeugungen stöhren, welche zur Aufnahme der Wahrheiten nothwendig sind: nicht zu gedenken, daß der Kenner des menschlichen Herzens diese erborgte Leidenschaft sogleich erkennt. — Endlich muß der Redner, wenn er Leidenschaften durch Töne darstellt, keinen widernatürlichen Tongang sich erlauben; er muß die Naturtöne behalten, und keine Kunsttöne einmischen. Wenn er daher im Bass oder Tenor spricht; so würden Diskanttöne erzwungene oder Kunsttöne sein, welche zwar im gemeinen Leben und auf dem Theater vorkommen können, in dem Fall, wenn ein Uebermaafs der heftigsten Empfindungen und der stärksten Leidenschaften die Natur des Menschen beherrscht, und sie in ein außerordentliches Verhältniß setzt: allein auf der Kanzel kann dieß Uebermaafs nie Statt finden. Die Vernunft muß hier allemal die Oberhand behalten.

Unter diesen Voraussetzungen, daß Leidenschaften zwar auf der Kanzel hörbar werden

können und müssen, daß sie aber hier in gewisse Gränzen gewiesen sind; folgen nun einige Regeln über den Tongang derselben. Sie alle einzeln aufzusuchen, und darzustellen, würde hier theils zu weitläufig sein, theils würde man sich in zu grofse Subtilitäten einlassen, wenn man jede Leidenschaft nach ihrer Natur prüfen und untersuchen wollte, wie sich eine genau von der andern unterscheidet. Ihre Regeln können nur allgemein sein, weil sich der Grad der Stärke und Schwäche derselben nicht angeben läßt, und weil sie überhaupt — als Leidenschaften keiner strengen Regel folgen. Am besten scheinen sie sich klassificiren zu lassen, nach ihren Haupttönen, und ob sie überhaupt hohe, middle, oder niedrige Töne verlangen.

Erstes Gesetz. Hohe Töne sind für einen hohen Grad der Freude und Traurigkeit. Sie unterscheiden sich dadurch, daß die Töne der Freude rein, hell und dur; die Töne der Traurigkeit, aber dumpf, bebend und moll sind.

Es ist ein Gesetz der Natur, welches keinem Beobachter derselben unbekannt sein kann. Wenn das stammelnde Kind in Tönen seine

Freude über den erhaltenen Kukkuk, oder über die schwirrende Schelle anzeigt; so sind die Töne hoch, hell und rein: und wenn es der Mutter das Unglück klagt, daß die geliebte wächsene Puppe eben jetzt den Hals brach; so sind die Töne der Klage ebenfalls hoch, jedoch dumpf und bebend. Diese hohen Töne sind aber beziehungsweise zu nehmen, wiefern jedes Individuum seine Naturtöne hat, ob im Bass, Tenor, Alt oder Diskant. Man muß daher vom Manne nicht fordern, daß er bei Leidenschaften im Diskant sprechen solle; am wenigsten auf der Kanzel, wie bereits oben erinnert worden ist.

Was nun die Töne der Freude besonders betrifft, so kann man einen Unterschied zwischen den sinnlichen Freuden und den Freuden der Seele machen, weil jene sich noch mehr vom herrschenden Tongange der Rede entfernen, als diese. Zu jenen gehören z. B. die Freuden der Ueberraschung, des Wiedersehens, die Freuden des körperlichen Genusses, und dergleichen; — zu diesen aber die Freuden des guten Gewissens, des Nützlichwerdens, die Freuden der Hoffnung und andere. Bei einigen aber vereinbart sich der physische und moralische Beweg-

grund, als bei den Freuden der Wohlthätigkeit, der Ehre und Achtung, bei den Freuden des Geliebtwerdens und der Natur. Nur darf man nicht vergessen, daß man diese Freuden im hohen Grade sich denken muß. Eben deswegen läßt sich auch für sie kein herrschender Hauptton angeben, mit dem sie am besten sich vereinigen ließen, weil sie in ihrer Stärke ihrer Natur nach, nicht lange dauern können; und weil ihr Hauptton in einer Rede nicht lange forgesetzt wird, sondern bald wieder in den zurückkommt, welcher der herrschende derselben ist. Dem zufolge kann das, was vom Verhältniß des Haupttons zum Objekt der Rede gesagt worden ist, hier nicht angewandt werden: denn obgleich — *d* *Dur* der richtigste Hauptton für Freude ist, in so fern sie wegen ihrem nicht allzu hohen Grade durchgängig in der Rede herrschen kann; so kann doch dieser Ton nicht auch für leidenschaftliche Freude überhaupt zum herrschenden gemacht werden. Man hat die Leidenschaften zu betrachten, als eine Wendung oder Figur der Rede; nicht als einen Haupttheil derselben, oder gar als eine ganze Rede. Sie zeigen sich nur in einigen Perioden, und gleichen dem bisher ruhig fließenden Bach, welcher jetzt über Klippen schäumend und mit starkem Ge-

räusche stürzt, und sich nachgerade in den vorigen Gang zurückfindet. Gesetzt, daß der bisherige Hauptton der Rede, — *es Dur* gewesen ist, so kann der Hauptton der sinnlichen Freude — *c* sein und der moralischen — *as.* Bei derjenigen, wo ein moralischer und physischer Einfluss zugleich wirksam ist, muß der stärkere den Hauptton bestimmen. Ist die Leidenschaft anfänglich nicht heftig, sondern wächst sie nach und nach; so kann der Anfang von dem bisher herrschenden Tone ausgehen; ist sie aber auf einmal stark, so muß auch der Sprung aus dem einen Hauptton in den andern unmittelbar geschehen. Der Fortgang derselben steigt und sinkt wenig, wo es aber geschieht, muß es ohne Uebergänge geschehen. Der Schluss derselben ist größtentheils in der Höhe. Sinkt der Ton am Ende, so ist gleichwohl der Abfall nicht groß; damit man die Rückkehr in den ruhigen Gang der Rede deutlich wahrnehmen kann. Die Töne selbst werden größtentheils gestossen, und sind lebhaft und stark, besonders im Aufsteigen. Im Fallen können sie schwach sein, jedoch ohne der Vernehmlichkeit zu schaden. Das Zeitmaafs ist wie bekannt durchgängig eilig und rasch.

Einen ähnlichen Tongang heischt ein hoher Grad der Traurigkeit, jedoch mit einigen Abänderungen. Auch hier muß der physische und moralische Einfluß erwogen werden. Bei dem physischen Schmerz ist der Hauptton ebenfalls höher, als bei dem moralischen; aber das Zeitmaafs ist bei diesem nicht so rasch, als bei jenem. — Die Töne selbst sind nicht so rein und hell, wie die Töne der Freude, sondern dumpf, bebend und moll, oder — wenn es deutlicher ist, die Töne strömen aus hohler Brust. So darf auch der Abfall sowohl, als das Steigen der Töne nicht unmittelbar geschehen, sondern mit Beobachtung der dazwischenliegenden Töne, so daß ihr Gang im Ganzen mehr verkettet ist, als der Tongang der Freude. Das Bittre des Schmerzes, welches die Brust und die Organe überhaupt verengt, und dadurch hohe Töne vermittelt, hindert auch zugleich die Töne in ihrem Ausbruche. Sie müssen sich mehr winden, um die Hindernisse, die in den Werkzeugen selbst liegen, zu besiegen. Daher kömmt das Dumpfe und Bebende; daher auch die Uebergänge aus einem Ton in den andern. Wie der Waldstrom, der bis daher ruhig unter dem Dunkel der Fichte floss, plötzlich in verdekte Felsenklüfte sich stürzt,

in denen er schäumend an den vielfachen Ecken sich bricht, wo jetzt sein Gang gemeinschaftlich ist, und jetzt in verschiedene Schichten gerissen wird; so ist auch der Tongang der leidenschaftlichen Traurigkeit.

Zweites Gesetz. Mitteltöne sind für alle die Fälle, wo man mit starkem Gewicht, mit Nachdruck, Schärfe oder Heftigkeit spricht.

Man würde diese Mitteltöne, mit Hinsicht auf Leidenschaften verkennen, wenn man sie für eben diejenigen halten wollte, welche gewöhnlich im alltäglichen Leben, und bei ruhiger Unterhaltung gebraucht werden; wo die Sprachwerkzeuge ungehindert wirksam sein, und ihre Vermittelung für jeden erforderlichen Ton leisten können. Falsch würde es ferner sein, wenn man sich unter ihnen den herrschenden Ton einer Rede und die zunächst um ihn liegenden Nebentöne dächte. Sie sind Töne der Leidenschaft, und als solche erhalten sie vermittelt der Anwendung der Organe, ihre charakteristischen Eigenschaften. Alle Organe sind dabei in der höchsten Spannung. — Daher verlassen sie ihr natürlich ruhiges Verhält-

nifs, welches sie gegen einander haben, und ihre Vermittelung leidet in sich einen Widerspruch. Die Kehle verengt sich zu sehr, ohngeachtet der Strom der Luft stark ist, wodurch zugleich das Schlagen der Zunge und ihre Wendungen überhaupt, so wie die Bewegungen der Lippen und der Zähne übereilt werden. — Daher kommt es auch, daß die Töne mit einem Geräusch verbunden, weder hell und rein, noch dumpf oder bebend: sondern heiser und kreischend sind. — Das Zeitmaafs derselben bleibt sich nicht lange gleich; jetzt ist es rasch und eilig, und schnell bricht es ab und wird langsam oder die Töne werden vereinzelt. So schnell als sich mehrere Töne in voller Stärke vereinigen, verketteten sich auch andere in einer Schwäche, aus der sie sich eilig wieder erheben. Kurz alle Eigenschaften, welche die leidenschaftlichen Mitteltöne haben, unterscheiden sie so von denen, welche eine ruhige Stimmung der Seele erzeugt, daß keine Verwechslung bei ihrer Anwendung Statt finden kann. Der Zuhörer wird die leidenschaftliche Stimmung des Redners wahrnehmen, obgleich die Töne an sich dieselben sind: so wie man die Veränderung der Töne, welche durch einen Dämpfer auf

dem Saiteninstrumente veranlaßt wird, sogleich bemerkt.

Allerdings gewinnt die Charakteristik dieser Töne sehr an Lebhaftigkeit durch die Geberdensprache, wenn sie in gehöriger Eintracht und in genauer Beziehung auf dieselben vorgetragen wird: doch müssen sie auch ohne dieß sichtbare Mittel der Darstellung ihr Eigenthümliches so an sich haben, daß man durch sie allein die Gemüthsverfassung des Redners erkennen kann. Strenge Befehle, Schelten, Kühnheit und Entschlossenheit, Verachtung, Haß und Drohung verlangen diese Mitteltöne, weil allemal ein starkes Gewicht, großer Nachdruck, Schärfe oder Heftigkeit mit ihnen verbunden ist.

Gewöhnlich bezeichnet den Anfang dieser leidenschaftlichen Ausbrüche das Heranziehen des Odems, welcher vermittelt des Ganges, den er durch die Zähne nimmt, ein Zischen verursacht; oder es ist vielmehr dieß Anziehen eine Einleitung für die darauf folgende Tonbewegung. Dabei aber muß der Redner auf der Kanzel behutsam sein, daß dieß Heranziehen nicht zu stark und unangenehm wird. Denn ob es gleich die Natur der Sache ver-

langt, daß die Brust, — da die Seele jetzt in die heftige Stimmung versetzt wird, — zur Hervorbringung der nun folgenden Töne Odem sammelt, und bei diesem Sammeln die Organe schon die Einwirkung der Stimmung empfinden: so muß doch diese Forderung der Natur, des Orts wegen gemäfsigt werden. Der Anfang der Töne selbst ist gröfstentheils im Haupttone, in dem auch die meisten Wörter gesprochen werden. Hie und da steigt die Stimme, doch nicht sehr, und wo es geschieht, ohne Uebergänge; selten sinkt sie, doch bisweilen am Ende um einen Ton. Da der Strom der Luft, wie ich vorhin bemerkte, durchgängig stark ist, und daher am Ende der Perioden und ihrer Glieder noch vorrätliche Luft da ist, welche ohne Tonbegleitung herausströmt, wodurch leicht — besonders bei den Endbuchstaben, welche zu ihrer Organenvermittlung geschlossene Lippen, oder überhaupt einen verengten Odemgang fordern, ein hörbarer Stofs veranlaßt wird, als bei dem — fs: so ist auch hier, wie oben bei dem Heranziehen des Odems, Behutsamkeit und strenge Aufsicht auf sich selbst nöthig; damit die Leidenschaft nicht zu lebhaft wird und den religiösen

giösen Vortrag nicht entstellt. Ich füge um deswillen hier zu dem Gebrauch der Mitteltöne diese Einschränkung des leidenschaftlichen Ausbruches bei, weil die hohen Töne diese hörbaren Odemstöße nicht so zur Begleitung haben. Sie gehören mit zur Charakteristik und zur Anwendung der Mitteltöne; denn obgleich alle Leidenschaften einen starken Strom der Luft verlangen, wie es auch die Folge noch deutlicher machen wird; so haben doch die Organe keine solche Richtung, daß man den Zug oder Stofs der Luft so deutlich wahrnehmen könnte.

Drittes Gesetz. Zu tiefen Tönen leitet die Natur, wenn man wegen der Ueberraschung, Neuheit und Grösse der Gegenstände, die unsrer Seele vorkommen, zum prüfenden Nachdenken aufgefordert wird.

Das außerordentliche Verhältniß der Seele zu den Sprachorganen, in welches sie unvermuthet gerissen wird, macht, daß ihre Einwirkung weniger lebhaft ist. Sie ist in sich zu stark beschäftigt, und vergift gleichsam, die Sprachorgane in Thätigkeit zu setzen. Wenn daher

die Seele in den höchsten Grad des Staunens, des Abscheus, der Furcht und Verwunderung versetzt wird, so sind die Organe ganz unthätig und bleiben stumm. Diesen höchsten Grad aber dürfen wir hier nicht weitläufig betrachten; sondern den, welcher der Seele zwar die Einwirkung gestattet, wo sie aber nicht so, wie im ruhigen Zustande ihren Einfluß beweist. Hierdurch, glaube ich, läßt sich nun die Charakteristik der Töne, welche aus dieser Organenvermittlung entstehn, leicht erklären. So wie nämlich die Seele alle die neuen Ideen, welche sich jetzt mächtig und unvermuthet herandrängen, auf einmal nicht durchschauen kann, und — wenn ich so sagen darf, schüchtern ist, in der Vereinzelung aller der Seiten, welche diese neuen Gegenstände ihr zur Betrachtung darstellen: so ist auch mit den Tönen, welche bei dieser Seelenstimmung hörbar werden, eine gewisse Schüchternheit verknüpft. Ihre Verschiedenheit vom herrschenden Tongange der Rede ist daher sehr groß: denn sie sinken urplötzlich in die Tiefe herab, in welcher sie, so lange die Seelenstimmung währt, verharren. Sie wechseln wenig mit einander ab, und der Hauptton begleitet die meisten Wörter, welche zusammen genommen

als ganze Schläge zu betrachten sind; nur am Schlufs derselben steigt die Stimme gewöhnlich um einen Ton. Die Töne fließen aus hohler Brust; sind aber rein und — dur. Sie werden stark gestossen, weil der Strom der Luft stark ist, und weil die Sätze als ganze Schläge angesehen werden müssen. Da die Organe keine solche Pressung als bei den Mitteltönen leiden, sondern mehr erweitert sind; so ist auch hier keine solche Warnung wegen der Heranziehung und Entlassung des Odems im Anfange und am Ende nöthig; die Zähne sind dabei gewöhnlich von den Lippen gedeckt und können daher kein — die Rede entstellendes Zischen verursachen: doch darf auch der Hauch des Odems nicht unmässig werden. Dagegen hat man bei dieser Seelenstimmung mehr auf die Pausen zu sehn. Sie sind lang und kommen oft vor, — bisweilen nach jedem Worte; weil die Seele die Ideen zergliedert, und das was sie bearbeitet hat, nicht voreilig hören läßt, sondern stückweise. Ihrer Natur nach können die Töne, weil sie in der Tiefe schweben, nicht stark sein, und das Zeitmaafs ist mehr mittelmässig, als rasch und eilig.

Indessen währt dieser Seelenzustand und folglich auch die Tonäusserung desselben, nicht

lange. Das Staunen, die Verwunderung, Furcht und dergleichen sind vielmehr als Einleitungen entweder anderer Leidenschaften, oder eines ruhigen Zustandes der Seele zu betrachten. Findet die Seele bei der allmählichen Vereinzelung der Seiten aller der Gegenstände, welche sich mit Eins herandrängen, — die eine Seite vorzüglich groß, wichtig, anziehend und reizend; so bleibt sie nun bei der Beschauung dieser — einen stehen, und vergißt die Betrachtung der übrigen. Und eben dadurch, daß sich die Seele nur an einen Gegenstand haftet, reißt sie sich aus dem bisherigen Zustande heraus und versetzt sich in einen einfachen: sie geht daher über in Freude oder Traurigkeit, in Verachtung, Haß oder Entschlossenheit. — Findet sie hingegen in der Vereinzelung der Seiten ihrer Gegenstände keine, welche sie vorzüglich an sich zöge, sondern sind sich alle Seiten gleich- oder geringhaltig; so geht sie in einen ruhigen Zustand über. Hieraus ergiebt sich nun von selbst, daß die Uebergänge aus einem Tongange in den andern ebenfalls verschieden sind. Im ersten Fall, wenn sich die Seele von der Verwunderung in Freude oder Traurigkeit versetzt, ist der Sprung sehr groß; nicht so groß, wenn Verachtung oder

Hafs mit der 'ersten Stimmung' abwechselt: im andern Fall, wo sich die Seele in einen ruhigen Zustand versetzt, ist zwar der Uebergang der Töne an sich auch nicht grofs, wird aber dadurch sehr auffallend und unterscheidend, dafs der Strom der Luft nicht mehr so heftig, und das Zeitmaafs nicht so abwechselnd ist, wie bisher; sondern einen festen Gang erhält.

Ueberhaupt aber ist noch bei den Leidenschaften, sie mögen hohe, middle oder tiefe Töne verlangen, zu bemerken, dafs man auch bei ihren Tonäufserungen, so wie es bei dem Zeitmaafse der Fall war, genau auf die Quellen derselben zu sehen hat. Diese können von entgegengesetzter Art sein und doch zugleich wirksam, so dafs sie eine vermischte Leidenschaft hervorbringen. Für diese läfst sich weiter nichts gesetzmässiges sagen, als dafs die stärkste Quelle der vermischten Leidenschaft den Grad der Töne anweisen mufs.

A n h a n g.

Einige Bemerkungen über die Euphonie in der gebundenen Rede.

Ohngeachtet ich glaube, dafs der genaue Beobachter, nach dem, was bisher über den

Wohllaut in der gebundenen Rede oder in Prosa gesagt worden ist, von selbst die Anwendung auch auf das Gedicht machen wird: so will ich doch hier gedrängt zu zeigen suchen, wie die Forderungen der Euphonie in der gebundenen Rede hie und da stärker sind; und worauf man besonders im Gebrauch der Regeln zu sehen hat. Die Art des gewöhnlichen Kanzelvortrags, und ausserdem die Anordnungen in manchen Gegenden in Betreff der Wahl vorzulesender Gebete, — diese machen die besondere Kenntniss der Euphonie im Gedicht nothwendig. Es ist nämlich gebräuchlich, oder doch in die Willkühr des Redners gesetzt, dass er das Anfangsgebet auch in gebundener Rede halten, dass er hie und da einige Verse in den Vortrag verweben und mit einem Gedicht die Rede schliessen kann. Es ist ferner liturgische Pflicht in manchen Gegenden, ein Lied den übrigen Kirchengebeten anzuhängen und vorzulesen.

Diese Gedichte sind grösstentheils gereimt. Allein eben dieser Reim verführt viele, dass sie — ohne auf den Sinn zu sehn, welcher in den Worten liegt, und der die mittlern Worte einer Zeile oft weit mehr, als die letzten

Worte, oder die Reimsilben hervorzugeben verlangt, eine Strophe wie die andere lesen, um den Zuhörer den Reim hören zu lassen. Sie zerreißen widerrechtlich den Zusammenhang, welchen oft das Ende der einen Strophe mit dem Anfange der folgenden hat, bringen des Reims wegen Pausen an, wo sie nicht sein sollten, und steigen oder fallen mit der Stimme am Ende der Zeilen, wo doch die Stimme, nach Maafsgabe der Umstände oft nur schweben muß. Sie suchen ferner einen Wohlklang darinn, daß sie das Silbenmaaß gleichförmig angeben, ohne zwischen diesen und jenen langen und kurzen Silben zu verweilen, mit der Bewegung zu ändern, und auf manche Worte nach Anzeige der Sprachpausen und Accente einen Stoß oder Druck zu legen, sie geschärft oder weich, stark oder schwach zu sprechen, und die Stimmung der Seele durch eigenthümliche Töne zu charakterisiren. — Am meisten geschieht dieß bei reinen Iamben (u —) und bei Trochäen. (— u) — Mit einem Wort, es werden bei dem Gedicht noch weit mehr Fehler (da ich die, welche das Gedicht mit der freien Rede gemein hat, nicht wiederholen will) begangen, als in Prosa; weil man fast

allgemein annimmt, daß das Gedicht an sich eine Euphonie habe, wenn ein Vers wie der andere, und eine Strophe wie die andere, in ihrer Abmessung und in der Tonbewegung — sich gleich sei. — Daher folgen nun hier die nähern Anwendungen der bisher angeführten Regeln auf das Gedicht.

1. In Hinsicht der Wortsprache.

Die *Karakteristik der Buchstaben*, der Selbstlauter, Diphthongen und Mitlauter, muß vorzüglich um deswillen im Gedicht genau beobachtet werden, weil auf einen Buchstaben oft sehr viel ankommt, und eine Unordnung im Versbau selbst veranlaßt würde, wenn man einen hinzuthun oder wegnehmen wollte. Bei der Weglassung eines Buchstabens, welche sich der Dichter bisweilen des Silbenmaafses wegen erlaubt, und bei der Zusammenziehung einiger Silben, muß daher die Vermittelung der Organe nie träge sein, damit nicht der Zuhörer einen falschen Begriff auffängt, und der Zusammenfluß der Buchstaben nicht undeutlich werde. Daß man die Länge und Kürze der Silben beobachten muß, versteht sich von selbst; nur darf man damit keine überspannte Strenge verknüpfen, damit es nicht das Ansehn hat,

als wollte man die Füße des Verses dem Zuhörer abzählen: diese Strenge braucht nur der Lehrer, wenn er den Schüler skandiren lehrt; der freie rednerische Vortrag verbietet diese Strenge. Hier wird oft die eine Silbe mehr gedehnt, als die andere, ob sie gleich beide lang sind, oder einige kurze Silben des Nachdrucks wegen mehr gedrückt oder geschärft, daß sie im Verein mit den langen nicht so genau als kurze Silben erscheinen. Besonders ist dieß der Fall bei einsilbigen Wörtern.

In Absicht der *Vernehmlichkeit*, welche den deutlichen, reinen und ungemischten Zusammenfluß mehrerer Wörter, ganzer Sätze und Perioden verlangt, ist beim Gedicht eine ebenso große Genauigkeit, als bei der Charakteristik einzelner Buchstaben, anzuwenden nöthig: in so fern die Glieder der Perioden oft verwickelter sind, als in Prosa, und überhaupt die Ortanweisung der Wörter im Gedicht und vorzüglich in manchen Gedichtsarten, als in der Ode, mehr verwebt ist. Um daher den Hauptbegriff nebst seinen Erklärungen und Nebenideen dem Zuhörer lichtvoll darzustellen, müssen alle Theile der Perioden und Sätze, in einer solchen Stärke und Schwäche dargestellt werden, welche mit der Menge der

Zuhörer und mit dem Orte, wo man spricht, im Verhältniß stehn. Alles übrige, was die Vernehmlichkeit in der gebundenen Rede fordert, ist bereits oben gesagt worden.

Eine vorzügliche und sorgfältige Anwendung verlangt ferner die *Bewegung oder der harmonische Gang der Sprache*. Man muß sich dabei nicht bloß die Skansion oder die Abmessung und den Rythmus der Poesie denken; sondern den Gang, welcher jeder Gedichtsart zukommt, und wodurch sich eine von der andern unterscheidet; als die Fabel und Erzählung, die Elegie, die Epistel, das Lied, die Hymne, die Ode, die Romanze, das Schäfergedicht und Epigramm, die Satyre und dergleichen. Das Objekt, welches ein Gedicht bearbeitet, bestimmt zugleich die Hauptbewegung des Gedichts selbst; und davon ist bereits oben schon ausführlicher gehandelt worden. Auf der Kanzel, oder bei religiösen Vorträgen sind die Hymne, die Ode, das Lied und zum Theil die Elegie die einzigen Gedichtsarten, deren man sich bedient; und da die Stimmung der Seele dabei — Ehrfurcht, Andacht, Hochachtung, Demuth, Liebe oder Wehmuth ist; so ist die Bewegung oder der harmonische Gang überhaupt langsam und sanft. Diese Stim-

nung der Seele entsteht nun zwar nicht zuerst bei dem Redner, wenn er in seinen Vortrag das Gedicht eines andern verwebt; aber der Redner muß sich doch genau in die Stimmung des Dichters versetzen, und sie mit der seinigen, welche das Objekt der Rede fordert, vereinbaren. Ein Kontrast derselben würde nachtheilig sein; wenn aber die Harmonie vollkommen ist, so erhält die Stimmung, welche die Rede erweckt, durch das Gedicht bei einer richtigen und schicklichen Wahl des Orts, entweder einen Schwung, oder man kann dadurch seine eigne Empfindung und die Empfindung des Zuhörers durchbeben lassen. Die Uebereinstimmung wird dann desto genauer sein, wenn der Redner bei der Ausarbeitung der Rede, die Verse selbst dichtete.

Die *Interpunktion, Accentuation und die Pausen der Sprache*, so nöthig sie im Gedicht sind, so oft werden sie vernachlässigt, wie ich vorhin bereits bemerkt habe. Sie sind gerade um deswillen nöthig, damit man nicht am Ende jeder Strophe inne halte, ohne daß sich der Sinn von der folgenden trennen läßt, und nicht die Füße ängstlich an einander reihe: sondern daß man sich nur, nach den zusammengehörenden Wörtern und Gliedern der Perioden, einer kurzen oder

langen Ruhe überlassen soll. Um so mehr müssen sie im Gedicht beobachtet werden; da die Ideen hier noch weiter ausgeführt und malerischer vorgetragen werden, als in Prosa. Wie dunkel, unverständlich und verworren muß daher manches Bild bleiben, so schön auch der Dichter es gewählt hat, wenn die Pflicht seiner Zergliederung übergangen wird? Was die Accente besonders betrifft, so sind sie um deswillen unentbehrlich, weil durch sie dieser und jener malerische Zug mehr als andere hervortritt, und weil durch die Vereinzelung und durch den Stofs, Druck oder Dehnung jede Idee eine charakteristische Eigenheit erhält.

2. In Hinsicht der Tonsprache.

Bei dem *Haupttone und dem Verhältniß der übrigen zu ihm*, hat der Redner im Gedicht dahin besonders zu sehn, daß das Objekt desselben mit dem Haupttone nicht kontrastire. Und da die Gedichtsarten sich größtentheils nach diesem Objekt richten, und der Versbau nach ihm gewählt wird; so hat jede Gedichtsart, wie es der Fall bei der Bewegung und dem harmonischen Gange der Sprache ist, ihren eigenthümlichen Hauptton. Auf den Wechsel der Empfindungen hat man hier weniger zu sehn; theils — weil das Gedicht einer Empfindung größtentheils treu

bleibt, theils auch — weil der Redner in der Verbindung und im Gange der Rede ein langes Gedicht nicht wohl anwenden kann. Nur dann hat man auf diesen Wechsel des Einflusses wegen, den er auf den Hauptton hat, zu sehn, wenn die Rede eines andern eingeschaltet wird, oder gewisse Empfindungen ausdrücklich geschildert werden, welche mit der gangbaren heterogen sind. In diesem Fall steigt oder fällt, nach Maassgabe der Umstände, auch der Hauptton. Das Uebrige, was die Wahl desselben näher bestimmt, findet man bei der Lehre vom Hauptton.

Bei dem *Tonwechsel in Hinsicht der Verschiedenheit der Sätze und Perioden, oder der Gedankeneinkleidung* verlangt das Gedicht die grösste Genauigkeit. Das Gedicht bezeichnet die Empfindungen weit lebhafter, und mit mehrerem Schmuck, als die ungebundene Rede; und daher muß die Harmonie der Töne im Ganzen richtig beobachtet werden und das Verhältniß des Haupttons zu den Nebentönen, und dieser gegen einander so genau als möglich sein. Man scheint aber das Gedicht überhaupt — nur wie einen bestimmten Ausdruck zu betrachten, der seinen eigenthümlichen Tongang hat und behält; nicht als die Sprache des Gefühls, welche

in sich so viele und mannichfaltige Wendungen hat, als die ungebundene Rede. Dieß Vorurtheil findet man nicht nur bei der ungebildeten Klasse der Menschen, sondern auch bei der gesitteten, und selbst bei denen, welche außerdem im gemeinen Leben, so wie in der zusammenhängenden Rede einen Wohlklang beobachten. Gewöhnlich schwebt die Stimme vom Anfange einer Zeile an bis gegen das Ende im Haupttone: hier aber steigt sie, wenn sich die Zeile mit einer kurzen Silbe endigt, und sinkt herab, wenn sie sich mit einer langen schlüßst. Dieß beobachten manche durchaus in allen Versen, wenn das Gedicht in Verse abgetheilt ist, manche aber fallen in der letzten Zeile der Verse gleich anfänglich in einen tiefern Hauptton, mit dem sie das Ende ereilen. Allerdings trägt der Reim, wie ich schon oben gedachte, vieles dazu bei, und nächst dem das einfache Silbenmaaß, wo kurze und lange Silben ununterbrochen mit einander abwechseln. Man will den Takt, welchen man darin findet, nicht durch Auf- und Abstufung des Tons stören. Anders ist schon der Vortrag der Gedichte, zu welchen Daktyle, Amphibrachyen und Anapäste gewählt sind, und noch mehr

mit der Euphonie übereinstimmend sind solche, wo verschiedene Füße angewendet sind und wo der Reim ganz fehlt. Um daher ein Gedicht ganz richtig und der darin liegenden Empfindung gemäß vorzutragen, muß sich der Wechsel des Tons nur nach der Wichtigkeit der Worte, nach den Gliedern der Periode und nach dem bestimmten Ausdrucke richten; nicht nach den langen und kurzen Zeilen, welche in den Versen sind, weil man sonst mehr ein Spiel der Sprache, als ein — Gedicht vorzutragen scheint.

Was vom *Tonwechsel nach Maaßgabe der starken Empfindungen der Seele oder der Leidenschaften* gesagt worden ist, muß ebenfalls im Gedicht beobachtet werden; zumal da man in der Poesie noch öfterer diesen höchsten Schwung der Empfindungen findet, als in der freien Rede, in sofern sie überhaupt die Sprache des Gefühls ist. Das Eigenthümliche des Gedichts, in welchem Leidenschaften geschildert sind, wird völlig verloren gehn, und sich selbst widersprechen, wenn die Uebereinstimmung des hörbaren Ausdrucks mit dem Sinne der Worte — fehlt; wenn starke Gefühle im schläfrigen Tone vorgetragen werden, und ein einförmiger

Tongang durchaus in allen Strophen herrscht. Man ist es der Ehre des Dichters schuldig, sich in seine stark gespannte Seelenstimmung zu versetzen, in welcher er sein dichterisches Gemählde versinnlichte, und eine falsche Schaam — es zu thun, würde dem Gedicht die individuelle Schönheit rauben. Dafs der Redner auf der Kanzel, wenn er solche Gedichte in seinen Vortrag verwebt, des Orts und seines Berufs eingedenk, nie die Schranken der Sittlichkeit überschreiten darf, dieß ergibt sich von selbst, und ist bereits schon ausführlicher gezeigt worden.

Schmiedtgen, Johann Gottfried Daniel

Ueber Die Euphonie oder den Wohllaut auf der Kanzel

Leipzig 1794

Hom. 1392

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10461855-7

VD18 11602619